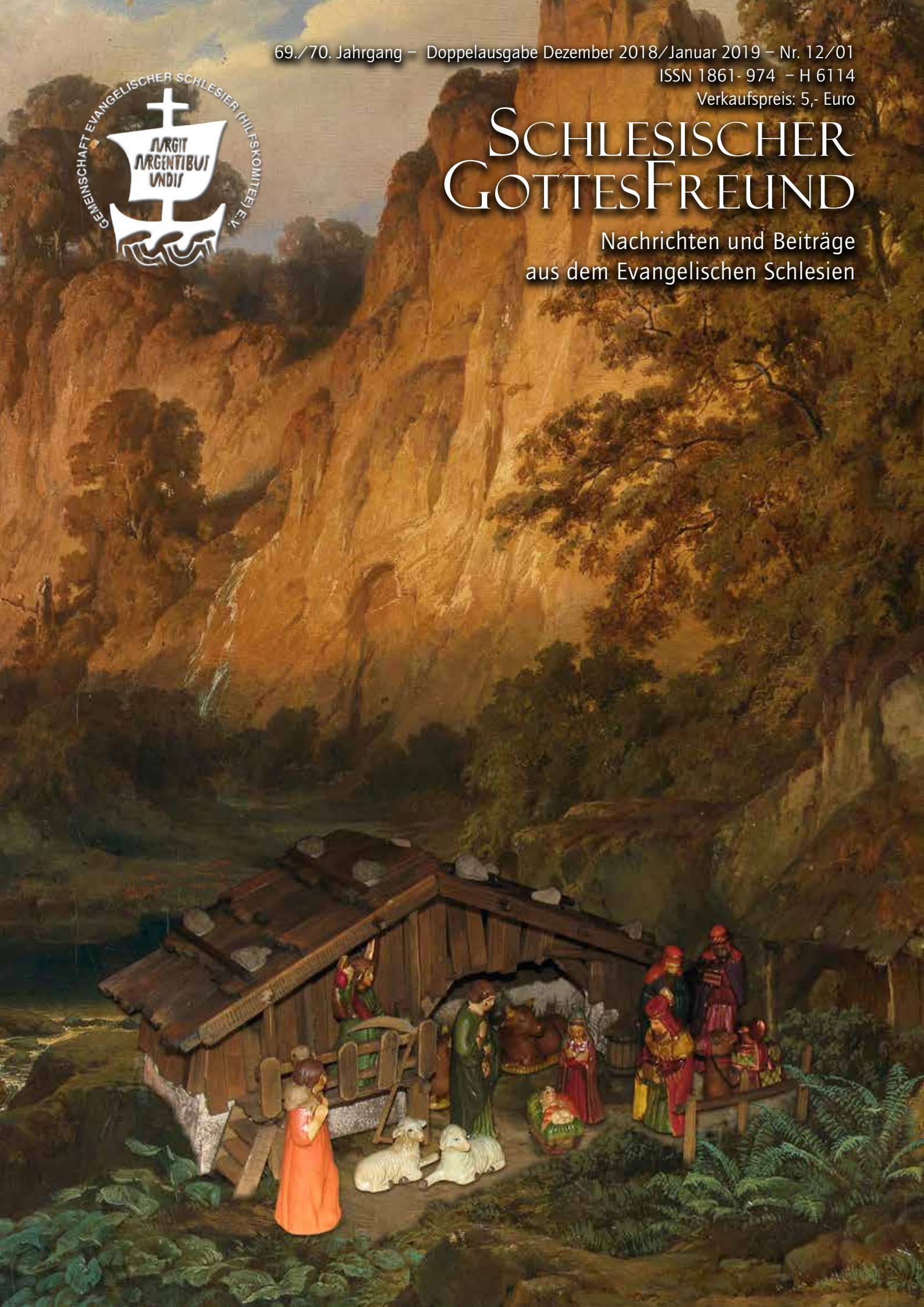
69./70. Jahrgang – Doppelausgabe Dezember 2018/Januar 2019 – Nr. 12/01
ISSN 1861- 974 – H 6114
Verkaufspreis: 5,- Euro

GEMEINSCHAFT EVANGELISCHER SCHLESIER (HILFSKOMITEE) E.V.

SURGIT SURGENTIBUS UNDIS

Schlesischer GottesFreund

Nachrichten und Beiträge
aus dem Evangelischen Schlesien



Zum Geleit

Liebe Leserinnen und Leser,

vor Ihnen liegt nun die für dieses Jahr letzte Ausgabe des Schlesischen Gottesfreundes, aber es ist zugleich auch die erste für das kommende Jahr. Das kommt ja für Sie alle nicht ganz ungewohnt, schließlich hatten wir in diesem Jahr bereits die Ausgaben des Julis und Augusts zu einem umfangreichen Sommer-Exemplar zusammengefaßt.

Manchmal ist es gut sich dessen zu erinnern, daß zunächst die Adventszeit vor uns liegt und nicht – wie vor allem die Geschenkeindustrie uns vorgaukelt – die Vorweihnachtszeit. Nicht selten sehe ich bei abendlichen Fahrten durch die Stadt hinter Wohnungsfenstern hell erleuchtete Christbäume und konstatiere traurig, wie weit sich unsere Gesellschaft bereits von ihren guten Traditionen und den Wurzeln dessen, was ihr einst heilig war, entfernt hat.

Um so mehr ist es an uns, etwas von der inneren Einkehr und Besinnung der Adventszeit aber auch der Freude der Weihnachtszeit in die Welt hinauszutragen. Ich hoffe sehr, daß die vor Ihnen liegenden Seiten etwas dazu beitragen können.

Die neue Generalsuperintendentin des Sprengels Görlitz, Theresa Rinecker – sie soll in einer der nächsten Ausgaben näher vorgestellt werden – grüßt sie alle herzlich mit dem Geistlichen Wort in dieser Ausgabe. Und auch viele weitere Beiträge stehen ganz und gar unter dem Motto Nachdenkliches, Besinnliches und Heiteres „Zur Advents- und Weihnachtszeit. Langjährige Leser werden gewiß auch manches Bekannte wiederentdecken. So sind etliche Illustrationen alten Ausgaben des Gottesfreundes entnommen und auch die wunderbaren Künstlerpostkarten aus der Zeit um 1900 gab es vor Zeiten schon einmal zu sehen, wenn auch damals nur in Schwarz-Weiß.

Auf den letzten Seiten finden Sie dann, wie gewohnt, rückblickende Berichte, Meldungen und nochmals ein paar Angebote für den Gabentisch.

Dieses kleine Geleitwort gibt mir allerdings auch noch die Gelegenheit, ein paar Worte zu meiner Person weiter zu geben. Immer wieder werde ich gefragt, wie ich zu meinem Namen gekommen sei. Die ganze Geschichte zu erzählen würde mehr Platz benötigen, als es diese Seiten zulassen. Nur soviel: Es ist tatsächlich ein Künstlername, zusammengesetzt aus dem Familiennamen meiner Adoptiveltern und dem Namen ihres damaligen Heimatortes. Meine leibliche Mutter (Schulz-Rosenzweig) war jüdischer Herkunft und mein Vater entstammte altem mecklenburgischen Landadel. Seit einiger Zeit verwende ich auch meinen zweiten Vornamen „Isak", von dessen Existenz ich allerdings erst vor 14 Jahren erfuhr, als ich eine Abstammungsurkunde anfordern musste. Bei meiner ersten Adoption 1963 wurde er offensichtlich nicht in die neue Geburtsurkunde übernommen.

Nun aber wünsche ich Ihnen eine gesegnete Advents- und eine segensreiche Weihnachtszeit.

Ihr Andreas Neumann-Nochten

Adventsgruss und Weihnachtsbitte 2018

Gottes Sohn ist kommen uns allen zu Frommen
hier auf diese Erden in armen Gebärden,
dass er uns von Sünde freie und entbinde.

Er kommt auch noch heute und lehret die Leute,
wie sie sich von Sünden zur Buß sollen wenden
von Irrtum und Torheit treten zu der Wahrheit.

Die sich sein nicht schämen und sein Dienst annehmen
Durch ein' rechten Glauben mit ganzem Vertrauen,
denen wird er eben ihre Sünd vergeben.
(Evangelisches Gesangbuch 5,1-3)

Liebe Mitglieder und Freunde der Gemeinschaft evangelischer Schlesier!

Von der Schwarzbrotspiritualität spricht Fulbert Steffensky. Die brauchen wir alle, gerade auch in der Adventszeit. Michael Weiße, der schlesische Liederdichter, geboren um das Jahr 1488 in Neiße, bietet sie uns in seinem Adventslied. Es erinnert daran, dass die Adventszeit von alters her eine Zeit der Besinnung, ja eine Bußzeit war.
Der vor 70 Jahren verstorbene Theologe Julius Schniewind, eine der prägenden Gestalten für das Schlesische Konvikt in Halle, schrieb von der Freude (!) der Buße. In diesem Sinne möge die Adventszeit für uns alle eine freudenreiche Zeit werden und so eine gute Vorbereitung auf das Fest der Geburt unseres Herrn! Sein Glanz aber möge uns zu einem Vorgeschmack auf Gottes ewige Herrlichkeit werden.

Wie immer verbinden wir unseren Adventsgruß mit dem Dank für Ihre Weihnachtsgabe im vergangenen Jahr. Sie erbrachte 9.243 €. Vielen Dank allen Spenderinnen und Spendern!

Auch in diesem Jahr erbitten wir sehr herzlich **Ihre Weihnachtsgabe**. Dabei gilt wie immer: Sie wird dazu beitragen, den Schatz des schlesischen Erbes zu bewahren, immer wieder unsere Gemeinschaft zu stärken und unsere Freunde und Partner in der alten schlesischen Heimat zu unterstützen. Erneut ist die insbesondere für folgende Zwecke bestimmt:

- Ausbau von Archiv und Bibliothek, gerade auch um weitere Bestände aufnehmen zu können und so für wissenschaftliche Zwecke kompatibel zu sein
- Erhalt unserer Monatszeitschrift *Der schlesische Gottesfreund*
- Fortsetzung der Renovierung des Gemeindehauses in Liegnitz und der Kirche in Lauban
- Restaurierung von Taufstein, Kanzel und Altar der Langhans-Kirche in Waldenburg

Im Namen des Vorstandes grüßen wir Sie dankbar und mit herzlichen Segenswünschen für die Advents- und Weihnachtszeit und dann für das Neue Jahr

Ihre

Generalsuperintendent i.R. Martin Herche
Vorsitzender

Klaus-Ulrich Gotthard Vogel
Schatzmeister

Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V. * Postfach 1410 * 32440 Porta Westfalica

Sparkasse Bad Oeynhausen - Porta Westfalica
Spendenkonto: IBAN: DE98 4905 1285 0000 0269 97

Bilder der Hoffnung für diese Tage

„Sehet, da ist euer Gott“

GENERALSUPERINTENDENTIN THERESA RINECKER

Wir gehen in den Advent hinein. Wie in jedem Jahr, werden wir hineingenommen in das laute und leise Treiben in den Straßen und zu Hause. Weihnachtsmusik an jeder Hütte auf dem Markt und flüsternde adventliche Atmosphäre in den Räumen dazwischen. Wir werden auch hineingenommen in die bunte Bilderwelt dieser Tage, die sich speist aus unseren eigenen Erinnerungen und großen Hoffnungsbildern. Zurück gehen wir und entdecken in uns Bilder, die zu uns gehören, die unsere Herkunft, unser Herkommen beschreiben. „Weißt Du noch…“ sagen wir und erzählen mehr als sonst von Kindertagen. Und zugleich ist alles auf Zukunft hin orientiert. Wir warten im Advent auf das, was kommt. Wir warten auf den, der kommt. Advent ist eben auch Warteraum des Ankünftigen. Dabei begleiten uns biblische Texte und Lieder, die Sehnsucht nähren und von Licht für die Dunkelheit erzählen. Wir Christen reden ganz selbstverständlich davon, dass wir der Christgeburt entgegengehen. Wir warten auf die Menschwerdung Gottes.

Wer wartet, will das etwas anders wird. Wer wartet, wünscht sich Veränderung. Wer wartet, weiß, daß da noch etwas (Anderes) kommen soll.

Einem erwartungsvollen Text begegnen wir beim Propheten Jesaja. Versen, die uns adventlich einstimmen im Ruf: „Sehet, da ist euer Gott.“

Bilder der Hoffnung – Die Worte Jesajas

Stärkt die müden Hände und macht fest die wankenden Knie! Sagt den verzagten Herzen: „*Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott! Er kommt zur Rache; Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen. Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden. Dann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch und die Zunge der Stummen wird frohlocken. Denn es werden Wasser in der Wüste hervorbrechen und Ströme im dürren Lande. Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnquellen sein. Wo zuvor Schakale gelegen haben, sollen Gras und Rohr und Schilf stehen. Und es wird dort eine Bahn sein, die der heilige Weg heißt. Kein Unreiner darf ihn betreten; nur sie werden auf ihm gehen; auch die Toren dürfen nicht darauf herumirren. Es wird da kein Löwe sein und kein reißendes Tier darauf gehen; sie sind dort nicht zu finden, sondern die Erlösten werden dort gehen. Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und nach Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.* (Jes 35, 3-10)

Bilder der Wirklichkeit – Die Wüste des Exils

Da werden großartige Bilder gezeichnet. Bilder voller Leben und Licht, Lebendigkeit und Gerechtigkeit. Alles in den Worten Jesajas streckt sich nach lebenswertem Leben. Alles streckt sich nach vorn, dem Guten, Heilen, Geheilten entgegen. Das läßt uns ahnen, wie anders die Realität war. Die Kreatur, um es mit Paulus zu sagen, seufzt und harrt. (Röm 8,19). Alles lebt auf Erlösung hin. Wer solche Bilder wie Jesaja malt, kennt eine bittere Wirklichkeit. Die Wirklichkeit derer im Exil. Da sind Menschen am fremden Ort, unfreiwillig, fern vom heimatlichen Boden und fern vom Heiligtum. Da sind Menschen in einem Leben, das ihnen wüst und fremd ist. Genau dort, in der Fremdheit, entspringt solche Sehnsucht. Das ist der Text hinter dem Text: Die Situation ist ermüdend, die Knie zittern. Die Herzen sind verzagt. Menschen fürchten sich. Sie fragen sich: Wo ist unser Gott? Wann verschafft er uns unser Recht? Menschen sind mit Blindheit geschlagen. Sie hören einander nicht zu. Sie hören auf zu reden. Ihre Beweglichkeit erlahmt. Es gibt zu wenig Wasser. Das Land trocknet aus. Und mit ihm die Menschen. Es gibt zu viele Wege. Das Leben ist ins Stocken geraten. Hier nistet die Schlange (vgl. Jes 34,15a). Unsere Welt ist erlösungsbedürftig.

Dieser Wirklichkeit entspringt die Hoffnung auf die Rückkehr zum Zion. Wenn auch nicht unbedingt und einhellig geographisch und zeitlich verortet, so wird das erlöste Leben doch und vor allem als mit JHWH gelebte Gemeinschaft verstanden, selbst wenn an eine Heimkehr nach Jerusalem nicht zu denken ist. Der Gemeinschaft der Erlösten wird die Herrlichkeit des Herrn dennoch sehen. Dort wird wieder „in Ordnung gebracht“ sein, was jetzt unrecht ist. Dort ist das Eigentumsvolk wieder „ausgelöst“. Dort. Das ist der Horizont eschatologischer Heilserwartung.

Jesaja kennt die Not seines Volkes. Und kann nicht schweigen. Er fragt nicht zuerst, ob die Anderen ihn hören können und wollen. Ob seine Bilder und Worte deren Seele erreichen und an die Verlorenheit anknüpfen können. Er setzt seine Hoffnungsbilder, die erzählen vom überwältigenden erlösenden Tun des EINEN.

Bilder der Wirklichkeit – Die Wüste des Lebens

Uns sind Bilder von Wüsten dieser Tage vor Augen.

1. Sie sitzen zusammengepfercht hinter Zäunen fest. Es mangelt an Wasser und Duschen, an Essen und sauberer Luft. Tausende Menschen in Mexiko und Libyen. Sie haben sich in Bewegung gesetzt, weil Krieg ist oder Not, weil sie auf ein besseres Leben jenseits der Zäune hoffen. Weil sie Anteil haben wollen an sicherem Leben und Wohlstand.
2. In diesem Jahr ist es spruchreif geworden. Die beiden werden sich trennen. Nach vielen gemeinsamen Jahren, nach 27 Jahren Ehe. Sie haben Kinder großgezogen und haben sich viel aufgebaut. Sie hatten gelacht und gestritten in den Jahren. Nun haben sie keine Hoffnung mehr für ihre Ehe und keine mehr für ihre Liebe. Es tut beiden sehr weh. Auch den erwachsenen Kindern. Auch den Freunden. Keiner kann es fassen. Die beiden selber im Grunde auch

nicht. „Wie konnte es nur so leer werden zwischen uns?“ Sie finden keinen gemeinsamen Ansatzpunkt mehr. Kein Band, keine Hoffnung, die sich in die Zukunft werfen ließe. Für Ihre Liebe haben sie die Harfen in die Weiden gehängt. 3. Andy Rockenschuh sitzt im Gefängnis und hat einen Text veröffentlicht.

Verdunstung

Dunkelheit kriecht mir ins Herz.
Die Erinnerungen aus Kindertagen
fliehen mich.
Die Verdunstung des Innern ist
unaufhaltsam.

Lebensgefüge und Lebensbindungen können sich auflösen. Bei Anderen und uns selbst. Das, was bisher Halt und Orientierung gab, kann verschwinden. Und die Wirklichkeit wird als lebensfeindlich, fremd und wüst erlebt. Ob dann Bilder und Worte helfen können?

Bilder der Wirklichkeit – Adventsmenschen

Mir scheint, wir können gar nichts anders als weiter suchen, weiter hoffen und weiter davon erzählen. Wir können gar nicht anders, als uns selber anrühren und erschüttern lassen. Vom Blick in die wüsten Wirklichkeiten anderer und unserer selbst. „Advent ist eine Zeit der Erschütterung, in der der Mensch wach werden soll zu sich selbst.“ (Alfred Delp) Mit wachem Blick und Herzen schauen wir hin. Es gibt doch auch einen Mangel, der in der Überfülle liegt. Wenn ein Mensch auf die Frage, was er sich wünscht, sagt: „Nichts!“. Es ist die Zeit für Anfänge. Es tut Not, daß Gott anfängt. Immer wieder. Wieder anfängt – mit dem lebenshellen Menschen Jesus.

Im Advent sind besondere Gerüchte im Umlauf. Gerüchte über Erlösung. Darüber, daß es so nicht bleibt, nicht bleiben kann, nicht bleiben darf. Und das hängt an einem Satz: „Sehet, da ist euer Gott.“ Wir haben Gott nicht, sondern wir erwarten ihn, auch wenn er längst da ist. Dieses ist die Grundspannung christlichen Glaubens. Alles ist schon da und alles steht noch bevor. Im Advent können wir mit Jesaja Sehnsuchtsbilder nach vorne werfen. Und zugleich wissen: in Christus ist alle Kreatur erlöst. So reden und singen wir uns vollmundig der Christgeburt entgegen. ◀

Andy Rockenschuh, in: Ihr da! Einblicke und Ausblicke – Texte aus dem und in den Knast, Eine besondere Anthologie, S. 66, Leipzig 2014

Die Nacht ist vorgedrungen ...

vor 80 Jahren erschien Jochen Kleppers bekanntes Adventsgedicht

DIPL. THEOL. ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

Die Bücherschränke meiner Adoptiveltern waren gut gefüllt. Im Wohnzimmer stand einer, einer auf dem Flur und einer auf dem Dachboden. Und dann gab es noch einen, den im Arbeitszimmer, der besonders voll war. Bei oberflächlicher Betrachtung sah er aus, wie eben ein alter Bücherschrank aussieht – dreitürig – rechts und links zwei mit reichem Schnitzwerk versehene Holztüren und in der Mitte eine Glastür, die den Blick auf unterschiedlichste Buchrücken freigibt. Bei genauerer Betrachtung und eingeschalteter Deckenlampe ließ sich jedoch unschwer feststellen, daß sich hinter den vorderen gut sichtbaren Büchern in zweiter Reihe noch weitere befanden. Da schlummerten die literarischen Schätze, von denen es hieß, daß sie nicht gezeigt werden dürften, weil sie entweder aus dem Teil Deutschlands stammten, der zu jener Zeit als Feind betrachtet wurde, oder weil sie aus Epochen stammten, die nicht minder verpönt war. Es war schon erstaunlich, wer und was da friedlich beieinander der seltenen Augenblicke harrte, ans Licht geholt zu werden – ein paar Kriminalromane von Edgar Wallace, Gustav Freytags „Soll und Haben“, Nietzsches Werk in vier Bänden, eine gewaltige Kirchen-Postille aus dem Jahre 1691, ein Stapel Ahnenpässe, Aufsätze von Dietrich Bonhoeffer und zwei Bücher von Jochen Klepper: „Der Vater“ und „Unter dem Schatten deiner Flügel“ – ausgewählte Tagebuchaufzeichnungen Kleppers, erschienen 1956. Ich habe dieses Buch erstmals 1978 gelesen und danach noch viele Male. Die Eintragungen lassen deutlich werden, daß hier einer sein Leben dem Papier anvertraut hat, nicht um es für eine Nachwelt transparent werden zu

lassen, sondern um aus Erlebtem und Erlittenem Schlüsse und Entschlüsse für den eigenen Lebensvollzug schöpfen zu können.

Am Beginn seiner Aufzeichnungen 1932, noch vor der Machtergreifung der Nazis, bezeugt sich der 29jährige Klepper als religiösen Sozialisten. Sein literarisches Werk ist noch schmal, aber er ist erfüllt von hohem Sendungsbewußtsein. *Ein guter Schriftsteller, brauche mehr als Stoffe und Einfälle, er müsse vor allem jenen ganz und gar eigentümlichen Zustand der Lebendigkeit in seinen Texten artikulieren können.*

1933:
Die Nationalsozialisten haben alle Macht an sich gerissen. Klepper verliert seine Anstellung beim Rundfunk. Es ist die Stunde der Denunzianten. Seine jüdische Frau und seine SPD-Mitgliedschaft werden ihm zum Verhängnis. Aber er hält fest, an seiner Frau ebenso, wie an seinem Glauben. Er schreibt weiter an seinem wichtigsten Roman, „Der Vater", ist aber von Selbstzweifeln geplagt. Ist er tatsächlich ein göttliches Werkzeug und was nützt es diese „widerlichen Memoiren" – gemeint sind die Tagebucheinträge – niederzuschreiben? Soll er ins Ausland gehen? Was bringt ihm die Zusammenarbeit mit dem Ullsteinverlag und der UFA, wenn kein Geld fließt? Soll er mit den Wölfen heulen und die Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer anstreben?

1934:
Die Bürgschaft eines SA-Mannes – ein „kranker Phantast", wie Klepper alle Nationalsozialisten nennt – verschafft ihm den Zutritt zur Reichsschrifttumskammer. Er macht sich Sorgen um Deutschland, noch nicht um sich und seine Familie.

1935:
Am Kurfürstendamm sind jüdische Frauen öffentlich geohrfeigt worden, ohne daß die Ordnungsmacht eingeschritten wäre. Klepper entscheidet sich fürs Stillehalten. Er fühlt sich von Gott beauftragt, um jeden Preis weiter zu schreiben. Damit rechtfertigt er vor sich selbst und seiner Frau die Mitgliedschaft im nationalsozialistischen Schriftstellerverband.

1936:
Alle Ratschläge von Freunden und Verwandten, wenigstens seine beiden Stieftöchter ins Exil zu schicken schlägt Klepper aus. Noch immer sieht er dafür keine Veranlassung, obwohl er sehr unter der zunehmenden Isolation leidet aber er baut vollkommen und unbedingt auf die Hilfe Gottes.

1937:
Ein Jahr der Widersprüche: Einerseits wird er aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen – wie er vermutet wegen seiner Mischehe, andererseits empfiehlt das Reichskriegsministerium den Roman *Der Vater* als Lektüre für die Angehörigen der Wehrmacht. Merkwürdigerweise sind es aber nicht so sehr die täglichen Tagebucheintragungen, die Aufschluß über seinen Seelenzustand geben, sondern vielmehr das Lied, das er am 18. Dezember schreibt Die Nacht ist vorgedrungen, zu singen auf die Melodie „Wie soll ich Dich empfangen"

Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern!
So sei nun Lob gesungen
dem hellen Morgenstern!
Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheinet
auch deine Angst und Pein.

1938:
Die Anfeindungen werden intensiver: er sei „knechtischer Haltung, die dem Geiste der neuen Zeit widerspräche", ertönt es von der Reichsschrifttumskammer, die seine Überwachung an das Propagandaministerium abgibt. Klepper nimmt vieles wahr, ohne Konsequenzen daraus zu ziehen. Jüdische Ärzte, Gelehrte, Anwälte dürfen nicht mehr praktizieren, sie werden quasi ihres Besitzes beraubt und emigrieren. Er hört vom KZ Buchenwald, notiert mit Abscheu, daß alle deutschen Juden künftig den zusätzlichen Vornamen Israel, bzw. Sarah tragen müssen. Polnische Juden werden abgeschoben oder schlimmer noch, inhaftiert. Seine Frau muß, ungeachtet dessen, daß sie zum Christentum konvertierte, nun eine Kennkarte tragen. Gänzlich schockiert kommentiert er die Pogromnacht und ist entsetzt über die willkürlichen Verhaftungen jüdischer Männer und Frauen …. und baut sich und seiner Familie gleichzeitig ein Haus.

Dem alle Engel dienen,
wird nun ein Kind und Knecht.
Gott selber ist erschienen
zur Sühne für sein Recht.
Wer schuldig ist auf Erden,
verhüll nicht mehr sein Haupt.
Er soll errettet werden,
wenn er dem Kinde glaubt.

1939:
Am 8. Februar notiert Klepper einige Sätze über Alfred Rosenberg, der öffentlich gefordert hat, daß alle Juden unter Zurücklassung ihres Besitzes Deutschland verlassen müssten. Die Stieftöchter Brigitte und Renate wollen Deutschland verlassen. Gelingen wird es nur der älteren. Wie gespalten Klepper tatsächlich war, macht seine Eintragung am 3. September 1939 deutlich: Er könne Deutschland nicht den Untergang wünschen. Doch schon im November des gleichen Jahres stellt er sich die Frage, ob Suizid Sünde sei. Soeben war bekannt geworden, daß alle Juden zum Verlassen ihres Wohnortes die Genehmigung der Gestapo einholen müssten. Die Sorge um seine in Deutschland verbliebene Stieftochter Renate läßt ihn aber vorerst alle Selbstmordgedanken beiseite schieben.
Wie oft haben wir von denen, die das III. Reich durchlebten und überlebten gehört, man habe ja gar nicht gewußt, was alles geschehen sei. Die Aufzeichnungen Kleppers, eines Menschen in fast vollkommener Isolation belegen eindrucksvoll, daß dieses Nichtwissen wohl eher auf einem Nichtwissenwollen gründete. Wir lesen von den Deportationen Stettiner Juden, von der Gestapo, die sich nach Renate erkundigen. Klepper zweifelt daran daß deren Taufe wirk-

lich Nutzen sein kann. Bis ins Innerste getroffen zeigt sich Klepper von den Nachrichten über Euthanasieprogramme, über die Tötung lebensunwerten Lebens. Über all diesen Ereignissen spürt Klepper, wie allmählich die Kraft zum Schreiben in ihm versiegt. Er setzt verbissen alles daran, auch für Renate eine Einreisegenehmigung nach Schweden zu erwirken. Aber dann wieder diese unglaubliche Schizophrenie: Wünscht er doch Deutschland am 26. Juli 1940 den Sieg über England.

Die Nacht ist schon im Schwinden,
macht euch zum Stalle auf!
Ihr sollt das Heil dort finden,
das aller Zeiten Lauf
von Anfang an verkündet,
seit eure Schuld geschah.
Nun hat sich euch verbündet,
den Gott selbst ausersah.

Im Dezember 1940 wird Klepper zur Wehrmacht eingezogen, allerdings schon ein knappes Jahr später wegen seiner nichtarischen Ehe als wehrunwürdig entlassen. Renate muß nun den Judenstern tragen. Verwandte seiner Frau Johanna werden nach Łodz (Litzmannstadt) deportiert. Sie selbst ist als Frau eines Ariers noch relativ sicher. Die Tochter hingegen nicht. Noch einmal bemüht Klepper seine alten Verbindungen und erwirkt von Reichsminister Frick ein Schreiben, daß seine Stieftochter vor dem Zugriff der Gestapo schützt, wenigstens vorläufig. Immer häufiger taucht der Gedanke an Selbsttötung auf. Selbst Renate, die bislang diese Möglichkeit weit von sich wies, denkt nun über diese Form des Auswegs nach. In Berlin werden Gerüchte über Massaker an Juden laut. Klepper notiert es resigniert.

1942:

Nach quälendem Hin und Her erhält Renate die erhoffte Einreisegenehmigung nach Schweden. Allerdings braucht sie nun auch eine Ausreisegenehmigung, die durch Adolf Eichmann verweigert wird. Noch einmal wendet sich Klepper an Frick, aber der kann ihm nur noch mitteilen, daß er, Klepper mit einer Zwangsscheidung und der sofortigen Deportation seiner Frau Johanna und der Tochter Renate rechnen müsse. Am 10. Dezember 1942 finden sich folgende Zeilen als letzter Eintrag in Kleppers Tagebuch:

„*Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst. Wir sterben nun – ach, auch das steht bei Gott – Wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben.*“

Noch manche Nacht wird fallen
auf Menschenleid und -schuld.
Doch wandert nun mit allen
der Stern der Gotteshuld.
Beglänzt von seinem Lichte,
hält euch kein Dunkel mehr.
Von Gottes Angesichte
kam euch die Rettung her.

Die Nacht ist vorgedrungen ist eines der ganz berührenden und sehr persönlichen Lieder in unserem Gesangbuch. Zwar verzichtet Jochen Klepper in seiner Dichtung auf die Ich-Form, so wie wir es von Paul Gerhardt kennen. Aber das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir beim Singen dieser Verse immer wieder Teilhaber einer Zwiesprache werden, die Jochen Klepper mit Gott führte. Es wäre so passend, so leicht, so durchschaubar die Metaphern lediglich auf die dunklen Zeiten zu beziehen, die Klepper mit den Seinen durchleben und durchleiden mußte. Aber es geht um mehr als Moral, wenn Klepper von Schuld, Sünde und Gericht spricht: es geht um das, was er direkt und unmittelbar erlebt, die Gottesferne seiner Umwelt und die persönliche Suche nach Gottesnähe. Ganz gleich, ob Gedichte, Lieder, Tagebuchaufzeichnungen, jeder Buchstabe, jedes Wort, jeder Satz kündet von der ganz intensiven Bindung an Gott. Kleppers Glaube ist unerschütterlich. Immer wieder vergewissert und bekräftigt er sich selbst durch eingeflochtene Bibelsprüche: „*Sei mir gnädig, Gott, sei mir gnädig! denn auf dich traut meine Seele, und unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht, bis daß das Unglück vorübergehe.*“ Klepper legt sein Wohl und sein Wehe ganz und gar in die Hände des HÖCHSTEN. Er ist zerrissen. Er weiß, daß er Fehler macht und er weiß, daß er nicht aus seiner Haut kann. Er findet dafür Worte, beeindruckend ehrlich und voller erschreckender Klarheit.

Lassen wir uns zum Nachdenken anregen. Lassen wir uns beflügeln von der Hoffnung auf den, der den Nächten unseres Daseins ein Ende setzen wird. Lassen wir uns anstecken vom Gottvertrauen Jochen Kleppers und von der Hoffnung auf denjenigen, der es eines Tages für immer hell werden läßt.

Gott will im Dunkel wohnen
und hat es doch erhellt.
Als wollte er belohnen,
so richtet er die Welt.
Der sich den Erdkreis baute,
der läßt den Sünder nicht.
Wer hier dem Sohn vertraute,
kommt dort aus dem Gericht. ◄

Winternacht

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
ich hab' nichts, was mich freuet,
verlassen steht der Baum im Feld,
hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
und rüttelt an dem Baume,
da rührt er seinen Wipfel sacht
und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
von Grün und Quellenrauschen,
wo er im neuen Blütenkleid
zu Gottes Lob wird rauschen.

Joseph Frh. von Eichendorff (1819)

„Winterabend" – Künstler-Postkarte von Paul Hey, um 1910

Advents- und Weihnachtszeit im ländlichen Schlesien

Pastor em. Peter Merx

Wenn die grauen Novembertage gekommen waren, wenn man zu Allerheiligen oder zum Totensonntag auf den Friedhof gegangen war, um Abschied zu nehmen für dieses Jahr von den Gräbern der Familie, die mit Tannengrün zugedeckt waren – gelegentlich Papier- und Wachsrosen hineingesteckt – wenn auf dem Heimweg der Tanz der Schneeflocken begann, der morgen schon Gräber und Papierrosen unter sein weißes Leinentuch versteckt haben würde, dann begann ein leises Klingeln in manchen Herzen, und die Kinder fühlten ein süßes, erwartungsvolles Freuen.

Der erste Advent läutete die Vorweihnachtszeit ein. Nicht alles, was es da zu berichten gibt, war nur in Schlesien gerade so, Weihnachten ist vor allem ein deutsches Fest. Wer Weihnachten schon in fremder Umgebung erlebt hat, weiß, was ich meine. Darum sind viele Weihnachtsbräuche in ganz Deutschland bekannt und verbreitet, manche aber nur in Schlesien.

Die Wiederkehr des Lichtes, die Auferstehung des ewig grünenden Lebens sind ja doch aufs glücklichste verinnerlicht und ins Göttliche erhoben durch die Geburt des Heilandes, des Erlösers von allem Tode.

Zu Advent schon fing es an: die jungen Mädchen schnitten „Schnaten“ von den Kirschbäumen und stellten sie ins Wasser. Jede Schnate erhielt den Namen eines der in Frage kommenden Junggesellen. Der zuerst blühende Zweig deutete den Namen des künftigen Lebensgefährten. Blühte keiner, gab es im nächsten Jahr noch keine Hochzeit, oder es käme auch ein ganz anderer Kandidat in Frage.

Damit war der Reigen der vielen alten Losorakel eröffnet, denen man besonders am Andreastag (30.11) oder in den „Zwölf Nächten“ nachging, wie wir noch sehen werden.

In vielen Häusern wand man den Adventskranz mit den vier Lichtern. Diese Sitte war aus dem Norden Skandinaviens zu uns gekommen und hatte sich wohl auch durch die Jugendbewegung verbreitet.

In die Doppelfenster der Häuser kamen dicke Moospolster zum Schutz gegen den eisigen Winterwind. Da hinein wurden geschnitzte Figuren gesetzt, oder sie wurden mit Papierblumen besteckt. Am späten Nachmittag zur Schummerstunde versammelte sich die Familie um den Adventskranz und sang Adventslieder. Nicht nur die aus dem Gesangbuch, sondern auch „Leise rieselt der Schnee“ und „O Freude über Freude“ und hier und da auch „Hohe Nacht der klaren Sterne“, ein Lied, ursprünglich aus der katholischen Jugendbewegung, dessen hochpoetische Worte und herbe Melodie unschuldig sind am Mißbrauch durch den Nationalsozialismus..

Diese Lieder und die morgendlichen Roratemessen in den katholischen Kirchen schufen feierliche Stimmung und bereiteten aufs Weihnachtsfest vor.

Die Herzen der Kinder waren empfänglich geworden für gute Worte. Überall raunte es von Geheimnissen. Und manchmal schien es, als habe man die Augen des Christkindes an den Fenstern gesehen. Allzu deutlich waren sie nicht zu erkennen, die Eisblumen waren schon zu üppig gewachsen.

Wenn Eltern am späten Nachmittag mit ihren Kindern in der Stadt waren, sahen sie vor allem die erleuchteten Schaufenster. Ach diese Schätze! Und jede Woche wurden es mehr! Es war nicht zu glauben, daß einem davon selbst einmal etwas gehören könnte – aber immerhin: wünschen konnte man sich schon etwas. Sicher gab es auch damals magere Jahre und bei manchem Weihnachtsfest fielen die Geschenke schon etwas bescheiden aus. Wenn meine Großmutter erzählte, wie ihr und ihren etwa gleichaltrigen Schwestern der große Bruder den Mund wässrig machte mit der Aussicht auf dreierlei Geschenke für jeden. Es handelte sich, als sich das Geheimnis endlich am Weihnachtsabend lüftete, um ein Reibeisen, einen Puppenlöffel und eine Tülle für eine Kerze.

Im ersten Weihnachten nach der Vertreibung gab es dann viele Kinder, deren Wünsche nach Spielzeug gar nicht erfüllt werden konnten.

Ja, und dann kam ja auch noch der „Rupprecht“, wie er in Schlesien genannt wurde, der Knecht Ruprecht. Er erschien am Nikolausabend (6.12.) im Schafspelz, mit Sack und Rute. Oft war er auch nur heimlich nachts dagewesen und hatte Nüsse und Pfefferkuchen in die Schuhe gelegt oder in die Strümpfe gesteckt, die man vors Fenster gestellt hatte.

Und dann waren da die drei, besonders für die Geschäftsleute wichtigen, sogenannten „Offenen Sonntage“: der Kupferne, der Silberne und der Goldene. Da kamen hauptsächlich die Landleute zur Stadt, um heimlich Einkäufe zu machen. Die Kinder blieben am besten daheim. Was gab es da nicht alles zu kaufen! Pfefferküchla, Schokoladenplätzel, Pauernbissen, Liegnitzer Bomben, Neisser Konfekt, die schönen steifen und bedruckten Schürzen für die Großmutter, Chenilletücher warm und weich, Flanellunterhosen, schneeweiße Leinwand, Marzipan-Ruprechte, die schwarzen, mit Perlmuttknöppeln oder kleinen grünen Metallscheiben bestickten „Vorhemdel“, Parapluies, Pumpernüßla (Überreste vom Pfefferkuchenbacken, erbsengroß geformt), rotes Zuckerzeug in allerlei Figuren, Trudelstrümpfe, Stützel (Pulswärmer), Schaultüchel (Schals), Pudelmützen, Filzstiefel für die Kutscher, Langschäfter (hohe Schaftstiefel), beklebte Weihnachtsmänner mit Zuckerguß, Schaumzeug, Stehaufmännchen, Starbeutel (sogenannte „Flachmänner“), Hampelmänner, Tabaksbeutel, Oblaten und noch vieles mehr. Es ist unmöglich, aufzuzählen, was es da so alles gab. Selbstverständlich wurde nicht vergessen, ein paar Pfefferküchel für die daheimgebliebenen Kinder mitzunehmen.

Wer dann in der Dunkelheit nach Hause kam, dem begegneten die „Christkindelsinger“, die von Tür zu Tür gingen, um nach dem Aufsagen eines Advents- oder Weih-

nachtsgedichts kleine Gaben einzusammeln. In den letzten Jahrzehnten war gerade von diesen Volksspielen vieles bereits verloren oder arg verstümmelt worden. Fast immer waren Maria, Joseph, Engel, Hirten und Knecht Ruprecht dabei. Ein Christkindelspiel aus der Gegend um Landeshut, in welchem das Christkind, der Engel Gabriel, St. Joseph und Petrus auftraten, begann mit den Worten des Christkindes:

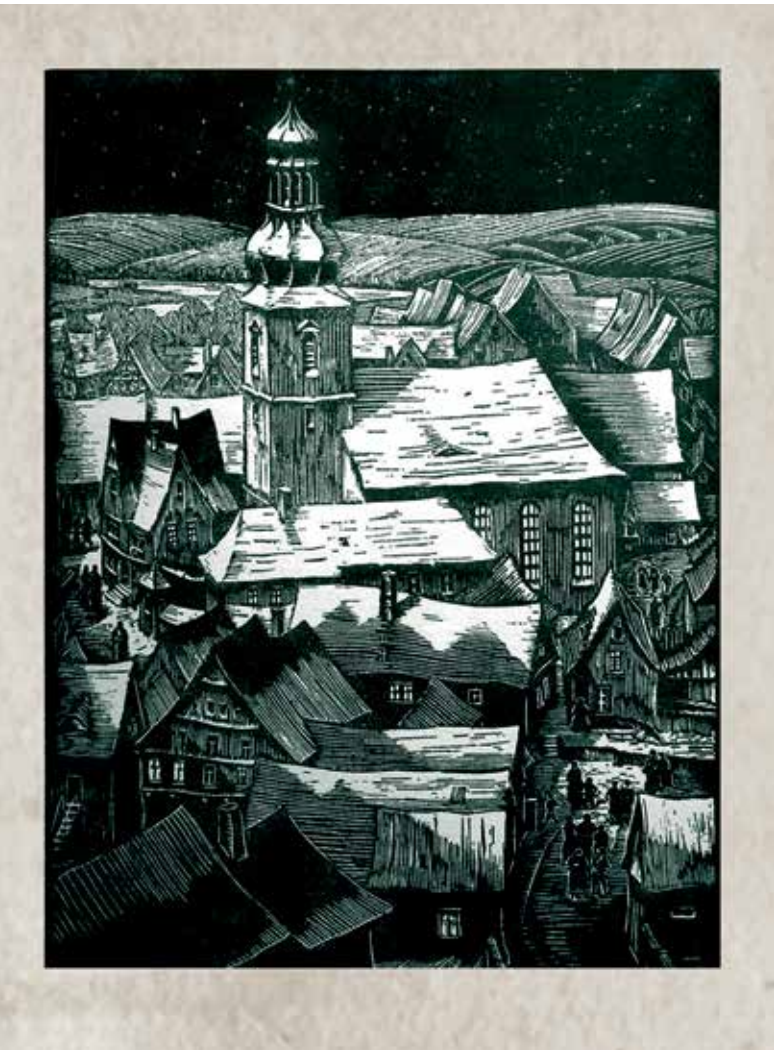
Ein schönen Abend, grüß Euch Gott
ich komme herein in allem Spott.

Natürlich mußte sich der Ruprecht auf der Straße manchmal Respekt verschaffen, wenn ihm die Gassenjungen nachriefen:

Vater unser, der du bist,
schmeiß a Niklas uf a Mist!

Wenn die Ungeduld der letzten Tage endlich vorbei war, wenn die Mutter alle Backerei hinter sich hatte, die Weihnachtsstrietzel, die Sträslakucha, die Mohnbabe, die vielerlei Pfefferkuchen und Kringel, wenn der Christbaum in der Hausecke lehnte und endlich vom Vater zum Schmücken geholt wurde, wenn eine der Stuben seit Tagen verschlossen blieb und kein Gucken durchs Schlüsselloch ihr Geheimnis verriet, wenn die Kinder zum letzten Male gesungen hatten: „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ – dann war endlich die selige Zeit erreicht.

In der Landeshuter Gegend hatte der Heiligabend einen genau bestimmten Ablauf: Mittags gab es nur ein sehr einfaches Essen ohne Fleisch oder Wurst. Um 17 Uhr begann



die Christvesper in der Gnadenkirche. Mancher machte sich dazu schon um 16 Uhr auf den Weg, um einen für diese Gelegenheit ausfindig gemachten Platz zu besetzen: in der vordersten Reihe ganz droben auf der zweiten Empore unter dem gewaltigen Dachgewölbe. Von dort konnte man den größten Teil der Kirche sehen, vor allem den bis zur Decke reichenden barocken Altar mit den beiden riesigen Christbäumen zur Seite, die Kanzel, auch den rückwärtigen Orgelchor.

Im Laufe der Stunde füllte sich die riesige Kirche, die einmal für fast hundert evangelische Gemeinden gebaut worden war, bis auf den letzten Stehplatz. Auf der Brüstung waren noch die Reste der Lichter und Wachsstöcke zu sehen, die man früher benutzt hatte, als die Kirche noch über kein elektrisches Licht verfügte. Auf den Christbäumen wurden die lebendigen Lichter richtiger Kerzen entzündet. Dann begann der Gottesdienst mit einer ihm eigentümlichen Liturgie und den vielen Gesängen des Kirchenchores, die an Engelchöre erinnerten. Anfang des 19. Jahrhunderts hatte man hier den vorreformatorischen Quempas durch die „Modernisierung“ und Neufassung des Lomnitzer Pastors Ehrenfried Liebich (1713-1780) ersetzt, die mit den Worten beginnt „Singt, ihr heilgen himmlischen Chöre“ und im Wechsel mit Kinderchor, der auf die vier Ecken des Kirchraums verteilt war, Kirchenchor und Gemeinde dargeboten wurde.

In anderen Kirchen ertönte noch der altehrwürdige Quempas, so wie es seit jeher üblich war.

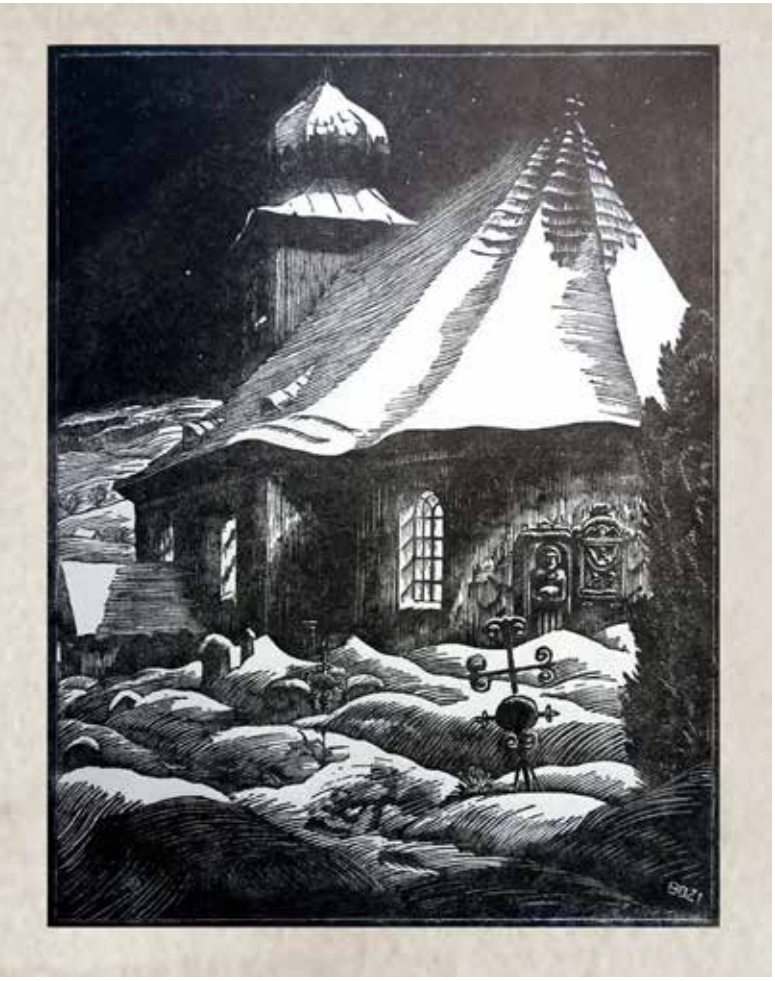
Auch die Weihnachtsgottesdienste in den katholischen Kirchen verbreiteten weihnachtliche Stimmung. Niemals fehlte dort das „Transeamus usque Bethlehem“ in der Vertonung des Breslauer Domkapellmeisters Joseph Ignaz Schnabel (1767-1831): ein feierlicher, getragener Chorgesang von großer emotionaler Wirkung. Die katholischen Weihnachtsgottesdienste fanden meist um Mitternacht oder in den frühen Morgenstunden statt.

Auf dem Heimweg sah man schon die ersten Weihnachtsbäume in den Häusern angezündet.

Zuhause gab es nun das Festessen: Schlesisches Himmelreich. Später waren es Bratwürste, Kartoffelsterz und Sauerkraut. Danach halfen alle beim Abwaschen und dem Wegräumen des Geschirrs.

Dann kam endlich die Bescherung, nachdem noch ein paar Weihnachtslieder gesungen worden waren. War die Hauptfreude vorüber, wurden Äpfel und Nüsse gegessen, die niemals fehlen durften. Sie hingen auch am Christbaum, dazu vielerlei Herz- und Ringgebäck. In vielen Häusern blieb ein Rest des Festessens auf dem Tisch für das Christkind. Dieser Brauch wurde bereits um 1250 in einer Schrift über schlesischen Volksglauben eines Raudener Zisterziensermönches überliefert: „Wenn sie reich werden wollen, decken sie in der Christnacht den Tisch für die Frau Holde, die sie die Königin des Himmels nennen.“ Ursprünglich wurde für die „Armen Seelen“ gedeckt, die mit Perchta (Frau Holde) herumziehen.

Auf den Dörfern gingen beim Schlag der Mitternacht Hausvater und Hausmutter in den Stall. Das Vieh hatte reichliches und besseres Futter als sonst in den Raufen, und



nun wurde ihm verkündigt, daß heute der Heiland geboren sei. Nach altem Glauben haben die Tiere in dieser Nacht die Gabe der Rede und können sich über ihren Herrn beklagen oder ihn loben.

In der Gegend um Grüssau bekam das Vieh eine Schnitte Brot mit Salz und eine Nuß mitten hinein gedrückt. Selbst die Mäuse bekamen ein paar Körner in die Stubenecke.

In den Dörfern um den Gröditzberg stand zur Zeit der „Zwölf Nächte“ alles, was Küche und Keller hergaben, den Leuten zur Verfügung. Selbst das Vieh durfte fressen, was ihm behagte.

Zu den Obstbäumen trug man Nußschalen, damit sie im kommenden Jahr reichlich Früchte brachten. Andere schmückten sie mit einem Fichtenkranz, wobei man sie segnete: „Lieber Baum, ich schmücke dich, Gott, der Herr, segne dich!“ Auch Strohseile flocht man um die Bäume, die erst am Karsamstag abends abgenommen wurden.

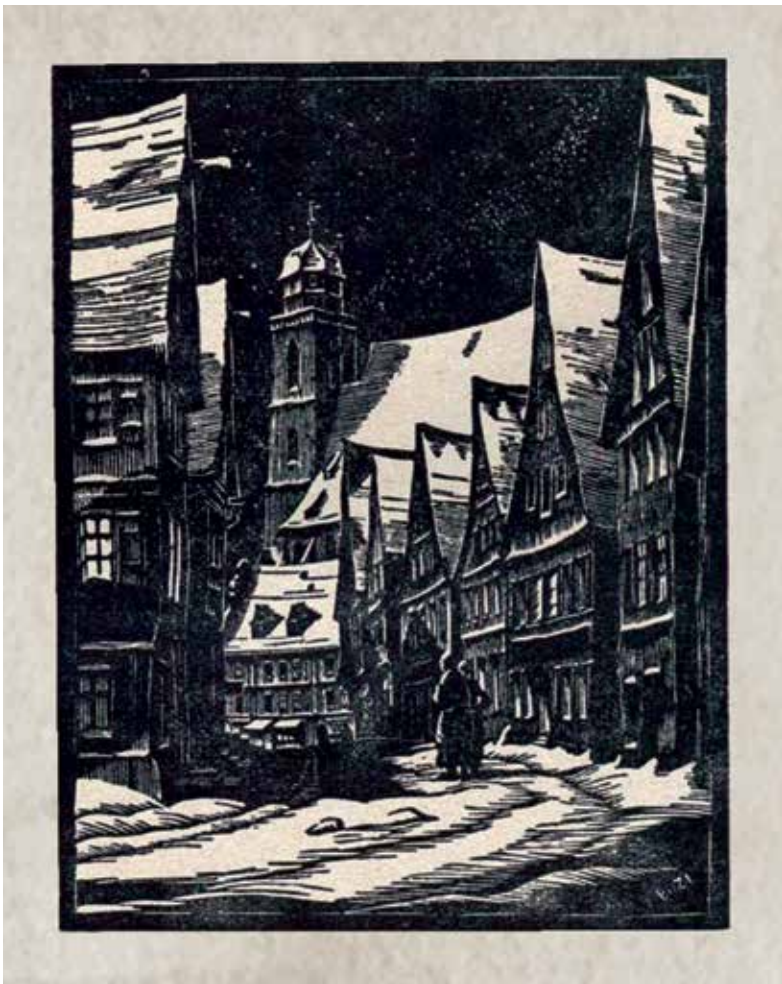
Mancher dieser Bräuche mag noch zuhause schon im Schwinden gewesen sein, und auch ohne die Vertreibung wäre davon nicht mehr viel vorhanden. Meine Großmutter erzählte, daß in ihrer Jugendzeit um 1900 die in Schlesien üblichen „Putzäpfel“ geschmückt wurden. In den Apfel wurden drei Holzbeine gesteckt. Obenauf, in die Vertiefung, kam ein Licht. An eingesteckte Hölzchen kamen Nüsse oder kleines Zuckerzeug. Diese Äpfel schenkte man damals in der Gegend um Nimptsch gerne alten Leuten. Ob sich dieser Brauch bis zur Vertreibung gehalten hat?

Der erste Weihnachtstag, der sogenannte „Heilige Tag“, war Anlaß zu allgemeiner Beglückwünschung in der Familie und der Nachbarschaft, ja, jedem Bekannten gegenüber. In der Gegend um Grüssau hieß es: „Ich wünsche Euch glückliche und gesunde Feiertage und den neugeborenen Heiland zum Trost!“

An diesem Tage leitete in der Landeshuter Gnadenkirche ein altes Präludium, von Posaunen und der Kesselpauke dargeboten, den Festgottesdienst ein. Am Schluß des Gottesdienstes erklang es noch einmal.

In vielen streng katholischen Familien wurde an diesem Tag kein Fleisch gegessen.Im allgemeinen aber war diese Zeit Anlaß für einen ausgedehnten Genuß auserlesener Lekkereien, wobei vielen Speisen eine besondere symbolische Bedeutung zukam, wie Äpfeln und Nüssen, die genauso wie Mohnsemmeln und die beliebten, aber schwer verdaulichen Mohnklöße Fruchtbarkeitssymbole darstellten. Selten fehlte die Gans, dazu schlesische Klöße und Blaukraut (Rotkohl) Bedeutung hatten auch die Speisen zu Silvester. Der Karpfen mit seiner millionenfachen Nachkommenschaft, wie auch die zahllosen Samen des Mohns galten als besonders glückbringend. Eine Schuppe des Silvesterkarpfens im Geldbeutel sollte chronischen Geldmangel verhindern. Symbolkraft hatte auch das Backwerk: der Weihnachtsstriezel ist in Schlesien das Abbild des in Bändern geschnürten Christkindes. Deshalb sprach man beim Verschenken dazu: „Ich schenke dir den Heiligen Christ.“ Unheimliche Mengen an Sträslakucha kamen auf den Tisch, und nur ein robuster Magen konnte die vielen Köstlichkeiten vertragen.

Noch aus grauer Vorzeit stammt die Meinung, daß die zwölf Nächte nach Weihnachten grundlegende Bedeutung für die Zukunft haben. Damit hängen die vielen Losorakel



zusammen, die man in der Silvesternacht befragt, wie das Bleigießen, das Werfen von Obstschalen über die Schulter, das Befragen von Zwiebelschalen nach dem Wetter der kommenden Monate, das Orakel unter vier umgestürzten Kaffeetassen mit Brot, Kohle, Geld und Ring, das Öffnen von vier Nüssen, deren Kerne in Aussehen und Frische auf die vier Viertel des nächsten Jahres deuten sollten, das Prüfen des Kerngehäuses eines quer geschnittenen Apfels (ein Stern hatte gute Bedeutung, während ein Kreuz ein Unglück anzeigte)., das Werfen eines Pantoffels hinter sich, wobei man auf die Stellung der Spitze achtete. Zeigte sie auf die Tür, so würde man das Haus verlassen müssen.

Man beobachtete auch an diesen Tagen aufmerksam das Wetter. Sonnenschein am Heiligen Tage zeigte ein glückliches Jahr an, am nächsten Tag zeigte er Teuerung an, am dritten Uneinigkeit, am vierten Blattern oder Masern der Kinder, am fünften Gedeihen des Obstes, am sechsten Überfluß an Feldfrüchten, am siebenten gute Viehweide, aber teuren Roggen, am achten viel Fische und wilde Vögel, am neunten gute Geschäfte für den Kaufmann, am zehnten viel Gewitter, am elften dichte Nebel und Krankheiten, am zwölften Krieg und Blutvergießen (bei W-.E. Peuckert).

Am Neujahrstag soll man kein Geld ausgeben, sonst hat man das ganze Jahr über keins. Auch durfte man in der Zeit der Zwölf Nächte keine Wäsche auf die Leine hängen.

Inzwischen waren die ersten Tage des neuen Jahres gekommen. Nun sollte sich zeigen, ob das Orakel Recht hatte. Mit den längeren Tagen kam man immer mehr von Weihnachten ab, woran man erst wieder denken würde, wenn das neue Jahr sich seinem Ende näherte.

Abbildungen: S. 180/181 – Holzschnitte von Bodo Zimmermann in SGF 1950/51/52. ◄

Paul Keller

Der Schlesische Bergkrach

Der „Schlesische Bergkrach" ist eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen. Die kleine literarische Posse gehörte zu den Geschichten, die den übers Christfest im Waisenhaus verbliebenen Kindern vorgelesen wurden. Jahre später erzählte Schwester Maria immer noch sehr amüsiert davon, daß ich jedesmal, wenn sie mich fragte, was sie erzählen solle gesagt habe: „Von 'n Zutaberg und die olleGake".

Vor ein paar Jahren nun fand ich Paul Kellers amüsante Zeilen in einer der ersten Ausgaben des Gottesfreundes wieder und schrieb sie ab, um sie irgendwann nochmals abzudrucken. Nun ist es soweit. Allerdings empfehle ich allen, die sich „geläuterter Sprache" bedienen und bemüht sind alle Begriffe zu vermeiden, die unter Umständen als diskriminierend oder gar beleidigend aufgefaßt werden könnten, die nächsten 1½ Seiten zu überblättern.

Ei der lezta Walpurgisnacht hotta amol de schläscha Barge Krach mitsomm. Wer hotte dan Krach ongefanga? Nattierlich kee andrer Mensch als wie der Zotabarg. A hotte die Schniekuppe´ne *ale* Gake gehissa.

„Was?" schrie die Schniekuppe. „Du Fatzke! Was unterstiehste dich? Bin ich nich eure Kenigin?" „Nee, du bist ´ne *ale* Gake", verhorrte der Zotabarg uff sem dicka Kuppe.

„Nu, du niederträchtiger Latschel, du Faffermandla, du Ziegenquork, du! Ich bin doch ´ne feine, gebild´te Dame"

„Jawohl, ja, Sie sein´ ne feine, gebildete Dame", sate der Huchwald, dar sich zu benahma weeß, weil a vo a Salzbrunner Kurgästa Plüh und Bildung gelernt hot.

„Hal ock du die Frasse", sate der klobige Zotabarg zum Huchwald, „sust verrot ich´s erst, daß de anne Liebschoft mit der Eule hust. Ich sah´s schun, wie ihr euch immer pussiert. Und der Sturchbarg stieht nie weit vo euch weg."

„Pfui, pfui Zotabarg", schrie der frumme Kreuzbarg bei Striegau, und durch olle die viele Foffabarge ei der schlesing ging a Sturm, und sie hielta´m Zotabarg ´ne Refermande. Der beleidigte Huchwald schmieß augenblicklich dam groba Kerle´ne Päpel Wulka on a Kupp, und de Eule schamt sich wie´ne *ale* Jumfer. Der Sturchbarg tat wie tulpe.

„Was ist denn das für ein Skandal?" fragte das Huche Rad (´s war zu Kaisers Geburtstag Werkliches Geheemes Huches Rad gewurn). „Wer lärmt denn da und stört die Nachtruhe?"

„Ach, Exellenz", sagte die Schniekuppe, „´s sei nämlich wieder die klein´ Leute im Paterre, die Spektakel machen." „Natürlich der Pöbel", sate´s Werkliche Geheeme Huche Rad. „Wo sind denn unsere Polizisten, die beiden Sturmhauben?" Die Sturmhauba schliefa leider. ´s Huche Rad grief ei seine tiefe Hosatasche, ei die gruße Schniegrube, zug an weißa Zädel raus und machte sich ´ne omtliche Notiz über die schläfrige Pulzisten.

Nu war´s a bißla stille. Uff emol pläkte der Pietschabarg bei Ingerschdurf eir a Feuerkolb. A behauptete unter vielem Gewinsele, der Zotabarg hätt´ a mitt´m Fuße geschippt.

„´s ies gor nie wohr", striet´s der Zotabarg ob, „der *ale* Lopps, der Pietschabarg, is wieder bepietscht. Eene Krohe hot a immer eim Stäppel, merschtenteels aber ´n ganza Heffa."

„Ich-ich bin--ganz-ganz-un-un-gar-nie-be-suffa", druxte der Pietschabarg, „a-a-a-ber - Zotabarg, d'- du bist-uff -uff'-uffte genug benabelt." Olle barge ei der Schläsing lachta, und der Zotabarg kriegte ´ne ganze verknuchte Bust. A recht´s alle mitnandern ei ganz urnara Ausdrücka vür, wie uffte eim Johre daß se benabelt gewast wär´n war´ne luasige Litanei. Wenn´s wor ies, was der Kerl sat, do sein de schläs´scha Barge´n ganz versuffne Klike.

Und das Schlimmste derbeine ies: die hüchstas Spitza sein am üfftesta eim Nabel, die kleen´n Kneppe, die blein viel klorer. Aber manchmal erwischt se´s ooch. Sugar´m frumma Kreuzbarge sate der Zotabarg nach, a hätte monchmol´n kleen´n Stäbrich. „Aber", so schluß a, „bei a Monnsbildern is ni a su schlimm, wenn se sich ooch manchmol asu recht eihüll´n wenn sich aber al Froovulk ei der Wuche drei-, vier-, fünf-,sechs-, siebamol benabelt, dos ies ane Offaschande. Und a sittes Froovulk ies äben die Schniekuppe."

Die Schniekuppe kreeschte ver Wutt. „Zotabarg", krächzt´se „du bist ju ganz gemeener urnarer, geweniglicher Dingrich. Nu, du tummer Grootsch du! Wos verstiehstt´n du wie´s ei hucha und hiechsta Kreesen hargieht? Do ist asu viel Wind und eisige Kälde, doß ma sich monchmol a bisserla eisacka muß. Muß, du Offe, hierscht es? Aber du warst ja schun immer asu a Stänkerfritze, dar keene Ruh´ gab und sich über olles und jedes die Frasse zerriß. Deswägen hot dich ju ooch ünser Herrgott aus der onständiga Sudetenreihe rausgesotzt. Weil du keene Ruhe gibst, do hot a dich obseits vo alla ganz alleene gesotzt, wie der Schulmeester anne recht biese Range alleene uff eene Uxabanke setzt."

A schollendes Gelächter vu olla Barga. Do was sugar der Altvater uffgewacht, dar schun siehr wacklig und taprig ies und imme eischläft, ob wos lus ies oder nicht. „Woswos ies denn eegentlich?" fragt a däsig. „Ach alter Herr", sate die würdige Bischofskuppe bei Ziegenhols, „es ist doch heute wieder die sündige Walpurgisnacht, da machen eben die Berge Skandal und lästern und führen gemeine Redensarten."

„Ahähähähä", dröselte der Altvater, „jajajaja! ´s war immer asu-´s war immer asu." Und wie a das su leise dudelte und mit eem verschlofna Blicke nach seim Lieblingstöchterla, ´m Heidebrunnel, nieber liebäugelt, schlief a ooch schunt wieder ei.

Nu zug aber der Schniebarg ei der Grofschoft lus, das ies nämlich der Schniekuppe ihr Stiefbruder. Seit a´n siehr schienes Aussichtstermla uff sem Kuppe hot, spricht a huchdeutsch. „Meine Herren, wir lassen uns doch nicht von dem erbärmlichen Zotenberge produzieren; wir werden ihn einfach aus insem Gebergsverein rausschmeißen."

„Nu, du Glotzer Natzla*, du" schrie der Zotabarg, „wie sprichst´n du? Plombier dich ock nich´, ´s heeßt ju gar nich produzieren, ´s heeßt ju profetieren."

„Provozieren", ächzte ´s gebild´te Huche Rad, „es ist entsetzlich, unter solchen Banausen zu leben." „Ja Ja, Exzellenz", seufzte die Schniekuppe, „das sag´ ich auch. Und Exzellenz wissen doch, ich bin eine gebildete Frau. Ich verkehrte mit Breslauern, Berlinern, Engländern und sugar Amerrekanern. Und ich bin patriotisch. Ein König und eine Königin von Preußen sind auf mir gewäst!"

„Prahl dich nich, tumme Gans", pillte der Zotabarg. „Kriegst doch keen´n Orden! Du und patriotisch. Vurne biste preißsch und hinga biste biehmsch. Und die Leute san, deine Hingerseite ies immer noch scheener wie deine Verderfront."

„Gott, wie unanständig", sate der Veilchenstein, der beim Huchen Rad immer eim Vorzimmer stieht. „Halt´s Maul, Veilchenstein, du bist a Jude!" schrie dar Zotabarg. „Nu werd a gor noh antersemitisch", klong´s wie a Seufzer vu der Silberkuppe riber. „Ja, und du bist ooch´ne Judenschickse", schantiert der Zotabarg uff de Silberkuppe.

„Judenschickse – pfui", sate der frumme Annaberg bei Strehlitz und nahm´n Klusterbitter ver Entrüstung. „Rummel! Rummel! Rummel! Rummel!" quietscha der Rummelsberg bei Strählen ver Freede.

A ies der reene Kuckuck, a prillt immer sen´n enga Nama. Nu fiel´n de Walmbriger Barge olle über a Zotabarg har: der Huchwald, der Sottelwald, der Schworze Barg, der Gotshiebel, die Uxaköppe und halt olle. Ar wär a ganz ormseliger Buschklepper, meenta se, ar und sei Bruder, der Geiersberg, wär´n die leibhoftige Satane, und orme Luder war´n s, Blobermichel, während die, die reicha Walmbirger Berge, asu viel Kohla hätta. „Macht euch nie gruß", gurgelte der Zotabarg derzwischen, „macht euch ock nie mausig, daß ihr die Kolik im Bauche habt!"

Iber da fula Witz ging a tuller Skandal lus. Dei Schniekuppe wischte sich mit em Wölkla zwanzigmol hingernander die Nase und fächelte sich dann domiete, die Uxaköppe drohta mit a Hörnern, der Wolfsberg huelte, der Fuchsberg ballte, der Schnieberg schmieß verbust mit lawin´n rim, ´s Huche Rad machte sich wie verrückt Notizen, die Pferdeköppe wieherta, der Vielchenstein Jommerte, der Krokonosch schimpfte uf biehmsch, der Annaberg tronk immerfurt Klusterbitter, der Rummelsberg prüllte wie tälsch: „Rummel, Rummel!". Die Eule tat, als wenn se sich halbtut schamte, der Huchwald schwur, uff a Summer werd a a Zotabarg mit Hagelkörnern tutschißa wie mit Matrilljese, der Schworze Bär sah aus wie a wütender Näger, der Sturchberg schlug mit a Fliegeln, und die hundertausend Mühlberge ei der Schläsing klopperten ver Uffregung. Da kam uff eemol der Liebe Herrgott ei seim himmel-blooen Mantel aus sein scheenen Paradies runder ei die liebe Schläsing und sate: „Bst! Seid stille! Seid hübsch artig, meine lieba Kinderla! Ihr seid ju olle su hibsche, schmucke Perschla und Madla. Ihr mißt euch ni handeln. Ich bien euch ju olla asu harzlich gutt. Gieht jitzt hibsch schlofa, ihr Kinderla, gieht schlofa!" Und der liebe Hergott zugt jedem anne weeche, mollige Nachtmütze über de Ohren.

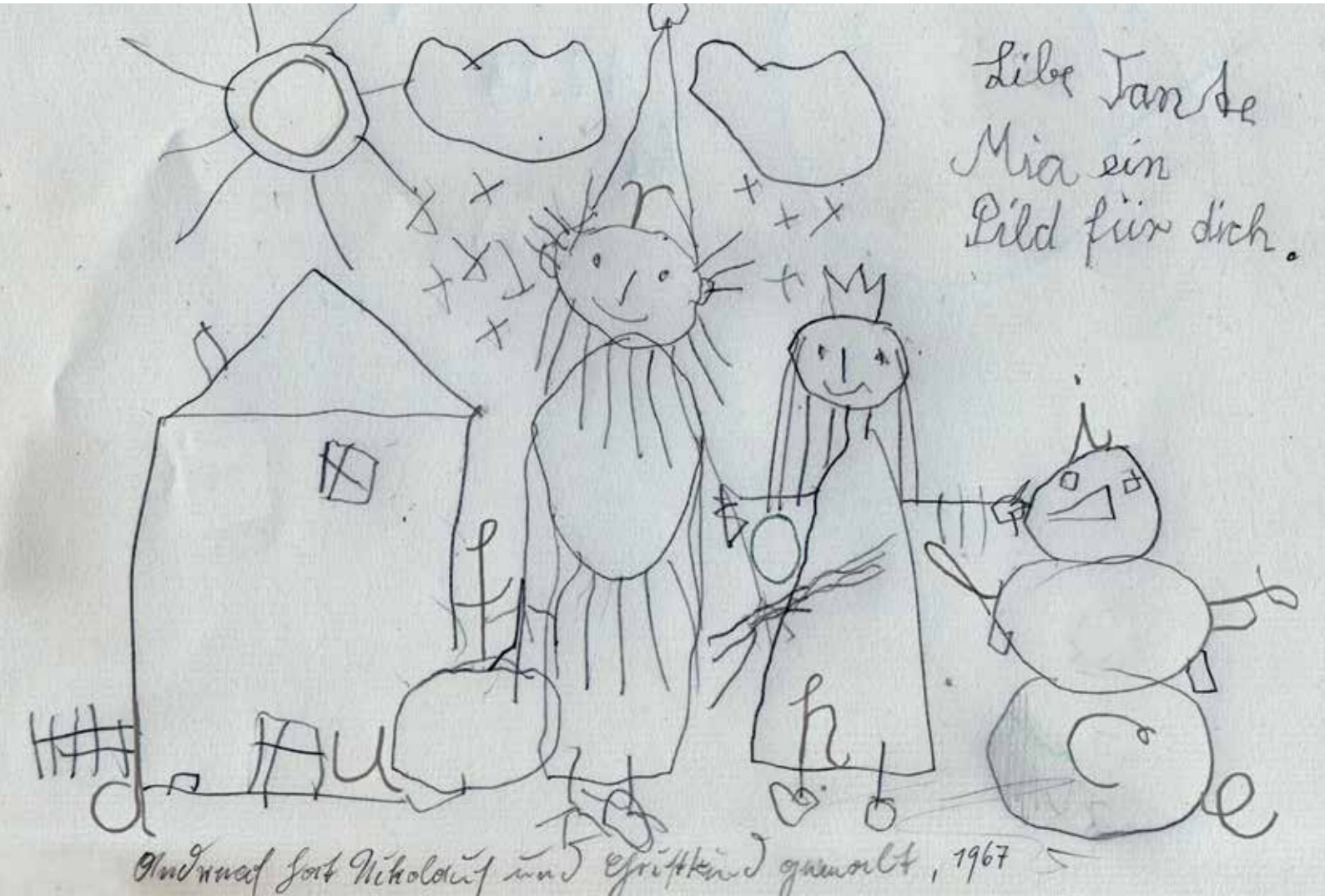
Do worn se gut und stille, santmittig wie die Lammla. Blussig der Knurrkupp vo Zotabarg kunnde sich nich asu plutze beruhigen. Wie ihm die Nachthube schun übers Maul wegrutschte, brummelte a drunder no liese ver sich: „De Schniekuppe ies doch ´ne *ale* Gake!"

Abbildung S. 186: „Winter im Riesengebirge" Künstler-Postkarte (Ausschnitt), um 1900, Sammlung Augusta ◀

Weihnachtsrätsel

„*Libe Tante Mia ein Pild für dich*." und „*Andreas hat Nikolaus und Christkind gemalt, 1967*" – diese zwei Zeilen, einmal von Kinderhand geschrieben und die andere von „Tante Mia" (Maria Stein, Diakonieschwester im Waisenhaus) finden sich auf dieser Zeichnung. In einem allerdings irrte Tante Mia: 1967 – ich war gerade in die zweite Klasse gekommen, konnte ich noch nicht so gut schreiben, daher wird diese Zeichnung erst in der Adventszeit des Jahres 1968 entstanden sein.

Picasso tat es, Miró auch und Paul Klee – sie verwendeten ihre Kinderzeichnungen als Grundlage für spätere Werke. Paul Klee übernahm sie sogar unverändert in sein Werkverzeichnis auf. Ganz so verwegen bin ich nicht, aber es hat seinen Grund, weshalb ich Ihnen meine Kinderzeichnung präsentiere, sie enthält nämlich neben Sonne, Haus, Nikolaus, Christkind und Schneemann auch noch ein Rätsel in Buchstaben, das im Bild versteckt ist. Diese bilden drei Worte, die in der Weihnachtszeit häufig zu hören sind. Ob es der Beginn eines Bibelverses, eines Gedichtes oder eines Liedes ist, müssen Sie allerdings selbst herausfinden. Viel Spaß bei der garnicht so schweren Lösung. ◀



Adolf Schmidt (1827 Dresden - 1880 München) Eine gefiederte Bande. Öl auf Leinwand. (Wikim.Com.)

Felix und Portiuncula

Ein Kindheitserlebnis aus Schlesien.

VON HELGA WALTER, 2018

Es war Krieg. Krieg in den Ländern Polen, Russland, Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, Griechenland -überall kämpften auch unsere Soldaten. In Schlesien merkten wir zunächst davon sehr wenig. Unser Vater war gestorben; wir waren jetzt eine kleine Familie: Mutter, mein Bruder und ich. Wir hatten trotz der Lebensmittelkarten genug zu essen und zu trinken - und einen ruhigen Schlaf. In die Schule konnten wir regelmäßig gehen und fahren; in Liegnitz war es auch ruhig.

Dann aber kam der Krieg auch in unser Dorf - aber nicht bedrohlich. Wir hatten ab und zu Einquartierungen. Im Herbst kamen die Großeltern aus Berlin für längere Zeit zu Besuch. Die beginnenden Luftangriffe zerstörten besonders unsere Großstädte. Vor Angst saß die Bevölkerung in den Luftschutzkellern und sie hörte oftmals das Einschlagen der Bomben. Um dem allem zu entgehen, kamen Opa und Oma in unser Haus - und wir liebten sie sehr. Im Laufe der Zeit wurden auch bei uns die Lebensmittel knapp und wir hatten manchmal Hunger.

Da hatte unsere Mutter eine Idee.

Eines Tages brachte sie von einem unserer Bauern frisch ausgeschlüpfte Gänse-Küken mit. Was waren die niedlich!

Sie hatten sofort Hunger. Es war nicht so schwierig sie satt zu kriegen. Sie bekamen zunächst gekochte Eier und junge Brennnesseln, Haferflocken später dann und Körner.

„Kinder, ihr müßt uns helfen, die beiden groß zu kriegen!" hieß es. Und das machte uns sogar Spaß. So zogen wir los, mit Lederhandschuhen wegen der Brennnesseln, und holten das frische Grün. Bäuchlings lagen wir Kinder im Grase und sahen ihnen heim Fressen zu. Sie gediehen prächtig. Wir hörten tagsüber ihre zarten Stimmen. Nachts schliefen sie, mit einem leichten Tuch zugedeckt, in ihrem gemütlichen wohlausgestalteten Karton.

Allmählich änderte sich ihr zarter gelber Flaum; sie hatten nun weiße Federn und später ein Stück Wiese in unserem Garten und abends einen strohbedeckten Stall.

Unsere Nachbarin freute sich auch an ihrem Wachstum und unserem Erfolg und schenkte uns ab und zu Futter. Die Gänse bedankten sich beide mit fröhlichem Geschnatter.

„Kinder, habt ihr denn euren Schützlingen schon einen Namen gegeben?" Auf diese Idee waren wir noch gar nicht, gekommen. „Dann weiß ich welche: Felix und Portiuncula!"

Diese Namen waren sehr ungewöhnlich und uns vollkommen unbekannt. Weil die jetzt stattlichen Gänse für uns etwas ganz Besonderes waren, übernahmen wir diese.

Felix und Portiuncula waren jetzt Familienmitglieder und sehr anhänglich. Wir konnten mit ihnen ohne Mühe spazieren gehen. In unserer Nähe verlief ein Bach, umgeben von saftigem Grün. Dorthin folgten sie uns gerne. Aber wenn jemand Fremdes in unsere Nähe kam, dann machten sie lange Hälse und fauchten fürchterlich – wohl um uns zu verteidigen. Dieses Verhalten hat sie uns immer besonders wertvoll gemacht. Als der Herbst kam, wurde es zunehmend kälter und wir mussten die Tiere oft im Stall halten. Dort fütterten wir sie. Für unseren Besuch waren sie besonders dankbar und zeigten es uns auch. Dafür streichelten wir sie.

Die Stunde des Abschieds haben wir nicht miterlebt. Als wir aus der Schule kamen, waren sie nicht mehr da.

Beim Weihnachtsbratenessen, während draußen sanft der Schnee fiel, waren wir Fünf doch alle recht schweigsam. Uns fehlten die zwei treuen Weggefährten, die uns so viel Freude bereitet hatten. Ihre Zuneigung bleibt uns unvergessen. ◄

Joseph Wittigs Geburtshaus in Neusorge (Wikipedia)

Joseph Wittig

– ein (fast) vergessener Schlesier

Vortrag bei den Schlesischen Landeskulturtagen 2018 in Wiesbaden am 9.Oktober 2018

CHRISTIAN MÖLLER,

2. Der „Fall“ Wittig (1922-1946)

Daß in diesen scheinbar so beschaulichen Erzählungen Wittigs auch Dynamit verborgen sein kann, welcher Explosionen von nahezu ungeahntem Ausmaß zunächst in Schlesien und dann in ganz Deutschland ausgelöst hat, wird mir nach dem bisher Gehörten wohl kaum einer glauben. Und doch ist es so, daß Wittig 1922 in der Zeitschrift „Hochland” einen Aufsatz mit dem Titel veröffentlichte „Die Erlösten”, was auf eine wiederum ganz leicht erzählende und scheinbar höchst anmutige Weise eine einzige Werbung für ein neues Verständnis der Beichte war, die im katholischen Volke so viel Angst auslöste, weil es immer nur um eine Erforschung von Verfehlungen und eine Häufung anschließender Verbote war, die Angst auslösten und die Seelen bedrückten, während Wittig dafür plädierte, die Beichte statt von den Rändern der Verfehlungen her einmal von der Mitte her, nämlich von der Vergebung und der Erlösung her anzugehen und von dieser Mitte her Licht auf die dunklen Ränder fallen zu lassen. Um Wittig lieber selbst das Wort zu geben:

„Manche Katholiken kommen ihr ganzes Leben nicht aus jener Peripherie des religiösen Lebens heraus, kommen nie näher an die Mitte des Landes, wo der Glaube erst schön und süß ist und zu männlicher Freiheit und Kraft gedeiht. Wie gebannt sind sie an den Grenzen, wo die Lohen des unheiligen Feuers noch den ewigen Lichtschein des heiligen Feuers verdunkeln. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß die meisten Seelenführer gewissermaßen Spezialisten sind auf jenem peripherischen Gebiet, und daß sie die Führung in das Land der tieferen Gotteserkenntnis, der freudigeren Erhebung, der wahren Liebesvereinigung mit Gott anderen überlassen, anderen, die so selten sind – daß sie es nicht wagen, den Sünder mit einem kühnen Sprunge hinüber zu reißen ...”

Was Wittig mit diesem Aufsatz auslöste, ohne es zu ahnen oder zu wollen, war eine Woge der Begeisterung und der Erlösung im katholischen Volke, das sich von dem defizitären Umgang des Klerus mit der Beichte genau so geknechtet und verängstigt fühlte, wie Wittig es schilderte, während es auf der anderen klerikalen Seite einen erst behutsamen und dann immer größeren Sturm der Entrüstung gab, der in dem Vorwurf gipfelte, Wittig sei ein Luther-Redivivus, ein wiederauferstandener Luther, der aus der Katholischen Kirche entfernt werden müsse.

Bei Wittig werde die Kirche so weit, die Grenzen so offen, daß die klaren kirchlichen Konturen verschwänden. Und daran ist ja, wenn man Wittigs Geschichten liest, wirklich auch etwas Wahres dran, daß ihm weniger oder gar nicht an den Grenzen der Kirche gelegen ist, die er vielmehr ganz weit und offen läßt, während Wittig um so mehr die Mitte der Kirche, das Sakrament der Taufe und das Sakrament der Eucharistie ganz stark macht und das fleischgewordene Evangelium so klar als möglich in seinen Geschichten auf ungewöhnliche Weise zu bezeugen weiß. Die Befreiung

aber, die von seiner neuen Sicht der Beichte wie überhaupt von seinen vielen Geschichten ausgeht, ist für die Hüter der römischen Lehre so verwirrend, daß das Kesseltreiben um Wittig immer schärfere und makaberere Züge annimmt, bis schließlich am 12. Juni 1926 der bischöfliche Erlaß seines Ausschlusses aus der Kirche erfolgt und bis in die kleinste Kirchenzeitung hinein überall veröffentlicht wird. Daraufhin geht nun auch Joseph Wittig zum ersten Mal in diesem sich über fünf Jahre hinziehenden Prozeß an die Öffentlichkeit und erklärt u. a.:

„Ich habe meine Bücher für das Volk geschrieben, wahrhaftig aus Erbarmen mit seiner religiösen und kirchlichen Not. Tausende und Abertausende haben aus ihnen Trost, Freude und neuen Lebensmut geschöpft. Mehrere Male habe ich mich bereit erklärt, alle Irrtümer zu widerrufen, die etwa darin sein sollten. Aber die kirchlichen Ämter haben mir bisher keine einzige irrgläubige Stelle nachweisen können, sondern nur in Bausch und Bogen alles verurteilt, als ob mein ganzer Glaube und all mein priesterliches Helfenwollen irrig wäre. Die verlangten Eide habe ich in priesterlichem Gehorsam früher schon geschworen und stehe noch dabei, weigere mich aber, sie zu wiederholen, wenn mir nicht bewiesen wird, daß ich sie gebrochen habe. Dies ist mein „Ungehorsam gegen das römische Amt". Es ist vielmehr Gehorsam gegen Gott, dem man mehr gehorchen muß als den Menschen und gegen Christus, der gesagt hat: 'Ihr sollt überhaupt nicht schwören.' Ich bleibe nach wie vor katholisch und bewahre den Glauben meiner Väter, der auch der Glaube des Grafschafter Volkes ist." Dr. Joseph Wittig, Universitätsprofessor. (Das Alter der Kirche III, 142f. vom 20. Juni 1926.)

Wittig mußte nun alsbald seine Professorenlaufbahn aufgeben. Er mußte die Universität verlassen, und er zog sich in seine Grafschafter Heimat zurück, baute sich hier in seinem Heimatdorf Neusorge ein kleines Häuschen und heiratete alsbald seine liebste Studentin und bekam mit ihr zusammen vier Kinder. Das hört sich fast wie ein Happy-End einer bösen Geschichte an, war es aber nur zum geringsten Teil, denn der in seiner Kirche tief verwurzelte und tiefgläubige Wittig kam sich jetzt wie ein Vertriebener und Verlassener vor, der auf die geistliche Speise für seine Seele verzichten mußte und von seiner Kirche mitsamt allen seinen Büchern auf den Index gesetzt wurde, so daß kein katholischer Verlag ihn mehr drucken durfte. Seine Bücher verschwanden sofort aus allen kirchlichen Bibliotheken und Wittig verlor die literarische Verbindung zu seinem geliebten katholischen Volk.

Nunmehr waren es vor allem evangelische Christen, die zu ihm Verbindung aufnahmen und für ihn eintraten, wie etwa Eugen Rosenstock-Huessy, der Breslauer Professor für Kulturwissenschaft und Philosophie, oder Martin Rade, Professor für Systematische Theologie in Marburg, der Wittig dazu aufforderte, in der Zeitschrift *„Die Christliche Welt"* immer wieder kleinere oder größere Artikel zu schreiben. Ebenso nimmt Martin Buber den Kontakt zu Joseph Wittig auf und gibt mit ihm gemeinsam die Zeitschrift *„Die Kreatur"* heraus. Vor allem ist es der evangelische Leopold Klotz-Verlag in Gotha, in dem Wittig nunmehr seine Bücher veröffentlichen kann, so daß sie der evangelischen Christenheit vor allem in Schlesien, dann aber auch in ganz Deutschland und über Deutschland hinaus bekannt werden. In dem Vorwort zu dem neu herausgegebenen *„Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo"* schreibt Wittig:

„Da einige meiner früheren Verleger infolge des kirchlichen Einschreitens ihre Verträge nicht mehr erfüllen konnten, bin ich dem Verlag Leopold Klotz in Gotha aufrichtig dankbar, daß er sich meiner Bücher annehmen und zunächst dem Leben-Jesu-Buch das Tor zur evangelischen Christenheit öffnen will. Man hat mir von feindlicher Seite vorgeworfen, ich sei ein Luther-Redivivus; von freundlicher Seite hat man gesagt, daß in mir die Gegenreformation ihr Ende gefunden habe, und daß der tiefste Sinn meines Schrifttums die Heimholung des lutherischen Wahrheitsgehaltes sei. Richtig daran ist, daß ich in die religiösen Schätze der alten, tiefgläubigen Zeit eingebrochen bin, um deren Kostbarkeiten auch Luther rang, und daß ich manches Stück hervorgezogen habe, das wir nicht mehr ansehen mochten, weil Luther es berührt und in seiner Glaubensglut geschmiedet hat. Es kommt mir auch das Wort Dankbarkeit in die Feder, wenn ich an die evangelische Frömmigkeit denke, die hier und da an meinem Lebensweg aufblühte, und an die protestantische Gotteswissenschaft, die ich um meines akademischen Berufs willen studieren mußte. Lieber ist mir aber, was mir ein junger Wiener schrieb, nämlich, daß ich weder lutherische noch tridentinische Theologie lehre, sondern daß ich aus der Zeit komme, in der noch alle Christen gemeinsam beteten und glaubten und hofften, und daß ich alle Wunder und Gnaden jener Zeit verkündigen dürfe. Ich muß die geschichtliche Trennung der Christenheit anerkennen, weigere mich aber, sie in meinem Herzen zu vollziehen. Als solcher schicke ich mein Buch von neuem in die Welt."

Eben das ist es, was ich mit *„Ökumenische Spiritualität"* bei Joseph Wittig als einem fundierten Kenner der ersten sechshundert Jahre der Christenheit meine, wie er sich auch gemeinsam mit Rosenstock-Huessy in seinem dreibändigen Werk „Das Alter der Kirche" ausgewiesen hat, weil Wittig um die gemeinsamen Wurzeln der getrennten Christenheit weiß. Er weiß das aber nicht bloß in einem historischen Sinn, sondern wie einer, der sich in diesen Wurzeln selber verwurzelt und daraus Saft und Kraft für seinen eigenen Glauben zu schöpfen weiß, um diesen Glauben in das Leben der einen, heiligen, allumfassenden Kirche als der Gemeinschaft der Heiligen zu ziehen. Diese Kirche ist für Wittig so weit, daß auch der Einsiedler in seinem Waldwinkel der Glazer Berge, ja selbst Zweifler und Ungläubige, ja gerade sie, dazugehören. *„Katholisch"* - das versteht Wittig in einem ganz wörtlichen Sinne als die wahrhaft allumfassende Kirche, die kraft der Fleischwerdung von Gottes Wort in alle Bereiche des Lebens hineinreicht, um durch den Geist des Evangeliums neue Verhältnisse, neue Schöpfung, neue Liebe zu stiften.

Wenn Joseph Wittig so leidenschaftlich vom 3. Artikel zum 1. Artikel im Sinne des altkirchlichen Rufes *„Komm, Schöpfer, Geist"* denkt, bleibt natürlich für den Protestanten die Frage offen, wo denn hier der 2. Artikel bleibe und wie Jesus Christus bei Wittig zur Sprache komme. Mit dieser Frage müssen wir uns nun Wittigs wohl bedeutendstem

Werk zuwenden, das ihn am bekanntesten gemacht hat: „*Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo*". Zur Methode dieses Buches heißt es gleich im ersten Kapitel:

„*Das Leben Jesu kann man auf dreifache Weise mitleben: erstens, indem man die Lebensgeschichte Jesu Zeile für Zeile liest, seine Worte und Schicksale ganz lebendig der betrachtenden Seele vorstellt und mit reichem Gemüt Anteil an seinen Freuden und Leiden nimmt; zweitens, indem man ihm nachfolgt als einem großen Lehrer und Meister des Lebens; drittens, indem man mit ihm zusammenwächst und aus ihm hervorwächst wie die Rebe aus dem Weinstock, indem man also mit ihm eins wird, sein heiliges Fleisch und Blut genießt und seinen Geist empfängt, indem man durch den Glauben an ihn zu einem anderen Christus neu geschaffen wird, so daß man wie St. Paulus sagen kann: 'Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir'.*"

Nur diese dritte Weise, in der auch die zweite und erste Weise umschlossen sei, führe zu eigentlichem Leben. Es geht also um ein neues Evangelium in dem Sinne, wie es in 1. Johannes 1, 1 heißt: „*Was wir selbst gesehen und erfahren, das bezeugen wir.*" Wittig setzt sich also deutlich von dem Irrweg jener Leben-Jesu-Biographien des 19. Jh. ab, die versucht haben, das Leben Jesu mit Hilfe der vier Evangelien in historischer oder psychologischer Einfühlung zu schreiben, weil sie der Meinung waren, es müsse der Theologie mit den Mitteln der Geschichtsforschung gelingen, das Leben Jesu historisch getreu zu rekonstruieren. Diesem vergeblichen Bemühen hat Wittig die Kraft jenes neuen Lebens entgegengesetzt, das Jesus mit seiner Gegenwart in den Gläubigen aller Tage führt. Die Geschichte Jesu ist tot, wenn sie nicht bei uns zu neuem Leben erwacht.

Was im Blick auf Gal 2,20 die Mystik des Apostels Paulus genannt wird, könnte man auch die Mystik des Joseph Wittig nennen, für den Gal 2,20 ebenso wie Römer 6 Schlüsseltexte seiner Hermeneutik im Umgang mit dem Leben Jesu sind: „Nun aber lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." Man könnte an dieser Stelle auch an den anderen schlesischen Mystiker Angelus Silesius erinnern, für den galt: „*Und wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, aber nicht in mir, so wäre ich verloren.*" Indessen ist Mystik heute ein so beliebtes, wohlfeiles Schlagwort geworden, daß ich eher zurückzucke, auch Wittig mit diesem Schlagwort zu belegen, so sehr es in der Sache für ihn zutrifft. Wichtiger als alle Schlagworte aber ist für Wittig die Realität der Taufe, die es zu einem Gleichzeitigwerden mit Christus kommen läßt. Am besten gebe ich hier wieder Joseph Wittig selbst das Wort. In seinem „*Leben Jesu*" heißt es einmal:

„*Dasselbe Heilige, das in der Jungfrau Maria Fleisch und Gestalt annahm, nimmt bei der Taufe des Grafschafter Jungen nicht bloß Fleisch an, sondern nimmt gleich den ganzen Jungen und will wirklich, daß dieser Junge ganz genau so werde, wie Jesus selber war, ein rechtmäßiges Kind Gottes, ein heiliger Mann, ein Erbe des Reiches Davids in Ewigkeit, das heißt: des Himmelreiches.*

Es steckt in dieser Rechnung noch ein Fehler, den ich in einem der nächsten Kapitel ausgleichen will. Darum soll niemand schreien: 'Da ist doch noch ein großer Unterschied. Es ist ein Unglück, daß wir immer erst den Unterschied ansehen und darüber ganz die Gleichheit vergessen.'

Da hat es ein Grafschafter Bettler besser gemacht, der ungefähr alle Vierteljahr einmal in unser Häuslein kam, aber vor der Stubentür stehenblieb und, ohne anzuklopfen zu beten begann: 'Vater unser, der du bist in den Himmeln ...' Wenn dann die Mutter mit einem Schüsselchen Mehlsuppe oder einer Schnitte Brot hinausging, sagte er: 'Der himmlische Vater gibt's euch wieder.' Wenn ihn aber jemand fragte: 'Wer sind Sie denn?', dann antwortete er: 'Ich bin der Sohn Gottes.' Das wußten aber schon alle, und wenn dann einer sagte: 'Ich denke, Sie sind der Beiernaz aus den Falkenbergen', dann erklärte er demütig: 'Das bin ich einmal gewesen. Aber als ich getauft wurde, siehe, da kam eine Stimme vom Himmel und sprach: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.'

Das war eben ein Verrückter', meint ihr. Ja, wenn ihr alle für verrückt halten wollet, die ein wenig anders denken als ihr, dann leset doch gleich nicht weiter! Denn sonst komme auch ich bei euch noch in schlechten Ruf.

Aber damit ihr das Buch nicht umsonst gekauft habt, wollen wir uns vorderhand dahin einigen, daß 'das Heilige', welches in Taufe und Glaube von uns Besitz ergreift und in uns zu wirken beginnt, genau dasselbe ist wie das Heilige, das aus der Jungfrau geboren wurde, und daß in unserem Glaubensleben wahrhaftig das wahre Leben Jesu Christi seine Fortsetzung findet. Der Unterschied, den ihr gleich gemerkt habt, besteht nur darin, daß er von uns nicht nur Leib und Seele, wie aus der Jungfrau Maria, sondern die ganze Persönlichkeit mit Strunk und Stiel an sich genommen hat. So groß und wunderbar das Geheimnis der Menschwerdung aus Maria ist - hier ist ein noch viel unbegreiflicheres Geheimnis. Und selbst unserer heiligen Theologie steht der Atem still, wenn sie uns die Verbindung des 'Heiligen' mit einem Grafschafter Jungen etwas deutlicher erklären soll. Sie wird noch viel lernen und forschen müssen, ehe sie dies kann. Es gehört zu den Geheimnissen, von denen der Apostel gesagt hat: 'Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.'"

Das also ist für Wittig das Entscheidende: Die Gleichzeitigkeit des Sohnes Gottes mit denen, die durch die Taufe zu Söhnen und Töchtern werden. Das Heilige soll eben nicht nur eine Idee bleiben, auch keine historische Idee. Es muß sich und will sich vielmehr inkarnieren in lebendigen Menschen. Eben das geschieht durch das Sakrament der Taufe. Deshalb sei es, wie Wittig schreibt, „*ein Unglück, daß wir immer erst den Unterschied ansehen und darüber ganz die Gleichheit vergessen*". Anders gesagt: Es ist ein Unglück, das sich vor allem in der protestantischen Theologie ausgeprägt hat, daß das Leben Jesu historisiert und die biblischen Texte in die Abständigkeit abgeschoben werden und die Christologie in dogmatischer Richtigkeit konserviert wird, während darüber das Leben Jesu verloren geht, das durch Wort und Sakrament immer wieder neu gestiftet wird in Schlesien und anderswo. Der Glaube verliert seine Vollmacht, wenn Menschen sich nicht mehr selber als Söhne und Töchter Gottes zu verstehen wissen, sondern alles auf

den Sohn Gottes abschieben, so richtig es natürlich ist, daß der Sohn Gottes von den Söhnen und Töchtern Gottes noch einmal unterschieden sein will. Aber dieser Unterschied hat für Wittig erst seinen Ort innerhalb einer Gleichzeitigkeit mit Christus, aus der das Leben Jesu heute noch quillt, ja heute mehr denn damals in der ersten Stunde. Ökumene kann für Wittig nur Fortschritte erzielen, wenn sie im Lichte des ökumenischen Sakraments der einen Taufe vom Leben Jesu heute erfüllt wird, und wenn wir entdecken, wie Christus unter uns und zwischen den verschiedenen Kirchen Gestalt gewinnt in der Kraft seines heiligen Evangeliums und der von ihm gestifteten Sakramente. *Fortsetzung folgt* ◄

Ost-West-Begegnungen

50 Jahre Johann-Heermann-Pädagogengespräche in der Gemeinschaft ev. Schlesier, Spuren u. Wirkungen II.Teil, nach derWende

CHRISTOPH SCHOLZ

Die Tagungsorte waren jährlich wechselnd, einmal in Jauernick, dann in Hannover bzw. Springe und 2018 wiederum in Jauernick. Der Herbst, September/Oktober, wurde unsere Jahreszeit.

Bei den inhaltlichen Schwerpunkten/Komplexen hatte sich verständlicherweise Einiges geändert. Wir waren ja wiedervereinigt! Die Ost-Westproblematik in Deutschland, das Leben drüben und hüben, früher unser wichtigstes Thema, schien sich durch dieses Ereignis fast erledigt zu haben. Das politische Element blieb aber für uns erhalten. Die Bundestagswahlen wurden jedesmal besprochen. Stärker in den Vordergrund schoben sich in den ersten Jahren nach der Wende die bedrohlich erscheinende Abwanderung junger Menschen aus den neuen Bundesländern und die zu rasant erscheinende Auflösung von unproduktiven Betrieben. Bei den Entwicklungen liefen nebeneinander die Übernahme von DDR-Betrieben in veränderten Wirtschaftsformen und die Neuansiedlung von Zweigfirmen westlicher Großbetriebe, besonders der Auto-Industrie – VW in Eisenach, BMW in Leipzig, Siemens und Bombadier in Görlitz. Beides lief, von heute her gesehen, zu schnell oder bei der Neuansiedlung zu langsam an. Ihre Konzentration in den ohnehin schon besser entwickelten Städten Leipzig, Dresden, Chemnitz und in deren unmittelbarem Umfeld waren zu einseitig und verstellten den Blick auf die ländlichen, stark ausgebluteten und industriell unterentwickelten Gebiete. Der erste Komplex unserer früheren Themen, die pädagogischen und religionspädagogischen Themen, traten auch etwas in den Hintergrund. Der Bericht von Christel Gröll über ihre zusätzliche Ausbildung zur Religionslehrerin gleich nach der Wende war die Ausnahme.

Der Komplex „Kirchen in Ost und West“: Die Kirchen im Osten passten sich schnell an die Entwicklung in der Bundesrepublik an. Die Entkirchlichung in der DDR von 1945 bis zur Wende hatte gegen die Erwartung zugenommen. Hatten doch kirchlich orientierte Menschen stark an der Entwicklung der friedlichen Revolution in Mitteldeutschland teilgenommen. Dieser Vorgang erfaßte die Gesellschaft in der Bundesrepublik später und weniger stark.

Über die großen bundesdeutschen Kirchentage im zweijährigen Rhythmus wurde jedes Mal berichtet, besonders über den hoffnungsvollen in Dresden 2013, bei dem ich (West) die Freude von wiedervereinigten Christen mit Christel und Werner Gröll (Ost) teilen konnte. Der Zusammenschluß der Görlitzer Landeskirche mit der in Berlin und Brandenburg war wohl wegen deren geringer Größe sinnvoll. Ausgezeichnet fand ich im Kirchenvertrag die Stellen, in denen die gesamte neue Kirche auf das kirchliche Erbe der früheren schlesischen Landeskirche verpflichtet wurde. Dr. Pietz, der uns mit seinen wertvollen Referaten mehrmals begleitet hat, und später Generalsuperintendent Herche, der bei uns 2015 über die Aufgaben in seinem Amt berichtete und diesmal kurz nach seiner Verabschiedung in den Ruhestand wieder referierte, haben das Gesicht der neuen Landeskirche mitgeprägt.

Die Beschäftigung mit Luther in der Reformationserinnerungszeit 2016-2017 und mit Melanchthon bei unserer diesjährigen Tagung haben, wie ich hoffe, unser Wissen aufgefrischt.

Der Komplex „geschichtliche und kulturelle Themen“ hat uns sehr stark beschäftigt. Dieter Günther brachte uns mehrmals Breslau nahe, einmal über seine eigene Schulzeit im Gymnasium von St. Elisabeth und zweimal über die Blütezeiten Breslaus im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit und danach in den letzten beiden Jahrhunderten. Behandelt haben wir unter anderem den großen Pädagogen Valentin Trozendorf und seine Schulreformen, die Geschichte des Geschlechts von Richthofen, den Kreisauer Kreis und Dichter von Benjamin Schmolck, Joseph von Eichendorff, Paul Keller, gleich zweimal, bis zu unserem Jochen Hoffbauer. Dieter Günther stellte uns die Dichterin Ruth Storm vor, Adelheid Moschner den Bergkrach und den Streit der schlesischen Flüsse. Auch Tschechien blieb immer im Blick, vor allem die berüchtigten Benesch-Dekrete, die noch immer in Kraft sind. Dafür war Georg Schmelzle kompetent. Erika Schmelzle imponierte uns mit dem Bericht über die jahrzehntelange Kärnerarbeit im Nordener Stadtrat. In den großen Pausen nach dem Mittagessen lernten wir viele Kirchen kennen: die Görlitzer Kreuzkirche, die in Friedersdorf und Kunnerwitz, die katholische in Jauernick und im Westen die hannoversche Marktkirche und die Springer Andreas-Kirche. Manfred Schröter führte uns nach Hagenwerder zum Thema Stilllegung des Braunkohleabbaus und die andererseits erfreuliche Folgen – der Berzdorfer See.

Ursula Schröter informierte über das Berufsschulsystem in der ehemaligen DDR. Ulrike Conrad und unser leider so früh verstorbener Manfred Goldberg berichteten mehrfach über ihren Unterricht an der Zodeler Schule, zunächst im kommunistischen System und dann in geänderter, befreiter Art nach der Wende.

Nicht zu vergessen ist Inge Bienert, die als Mitglied der Synode uns über die Themen der letzten evangelischen Synode in der DDR 1989 berichtete. Der Staat wankte damals schon erheblich. Christine Deiters gab einen Bericht über den thematischen Religionsunterricht in Hessen. In den letzten Jahren und auch dieses Jahr bereicherten uns Eva Mutscher mit nachdenklich machenden Geschichten und Stefan Gröll mit Gitarre-Improvisationen unter dem Motto „Da berühren sich Literatur und Musik.“ Neu waren auch Brigitte Goldbergs Gedichte zu Alltagsthemen, die uns heute überraschten. Die junge deutschstämmige polnische Germanistin Natalia Poludniak aus Waldenburg/Gottesberg, die in Breslau promoviert, berichtete uns ausführlich über ihre bisherigen Arbeitsthemen: deutsche Persönlichkeiten der Vergangenheit aus ihrer engeren Heimat. Und damit sind wir schon bei der immer wieder drängenden Frage: Wer trägt unser schlesisches Kultur-Erbe weiter? Martin Herche hat sich bei dieser Tagung auch damit befaßt.

Mit Andachten haben uns Christel und Werner Gröll regelmäßig nach der Wende unsere Tagungen eröffnet. Klaus Christian Röhrbein und Christoph Scholz haben sich auch häufig bei dieser wichtigen Aufgabe beteiligt, seit 2015 auch Martin Herche.

Die anheimelnde Atmosphäre, wenn auch ganz unterschiedlich im Stil – im Lutherheim Springe und in der Kreuzbergbaude Jauernick haben uns immer wohlgetan, auch und ganz gewiß, was die gute Versorgung anbelangte.

Am 17.10.2018 wurde gefeiert. Mit Wehmut mussten wir Abschied nehmen. 50 lange Jahre haben uns unsere Treffen mehr und mehr zusammengebracht, uns fest getragen, wir haben uns ausgetauscht – mehr noch – wir, anfangs noch Ost und West, haben voneinander gelernt, bis 1989 in nicht geringem Bangen und in Sorge, ob diese Gemeinschaft halten würde. Auch wenn es hoch klingt: Wir sind überzeugt davon, daß wir bei unseren Begegnungen und danach auf unsre Weise ein Stück zur Wiedervereinigung beigetragen haben. Danach, ab der Wende, befreit und unabhängig ging es wie selbstverständlich weiter. Mit Freude und Dankbarkeit und auch einem gewissen Stolz über die fünfzigjährige vertraute Gemeinschaft, immer gemeinsam im Ringen um die Wiedervereinigung und nach 1989 glückliches Bemühen um die deutsche Einheit.

Ein Schock war für uns – nach den aufschreckenden Wahlen in Sachsen 2017 – das Abschneiden der AfD. Aber, und damit zitiere ich den Schlußsatz aus dem ersten Teil meines Beitrags über unseren Johann-Heermann-Kreis schlesischer Pädagogen in dem Buch „Spuren und Wirkungen“, geschrieben 1996: „*Gott, der dieses gute Werk angefangen hat, wird es in seinem Sinne, wenn wir es nur wollen, vollenden*.“ Das heißt: er wird uns in anderer Form als in der eines Jahrestreffens als Freunde wiederbegegnen lassen, die Türen unserer Häuser werden sicher für die anderen offen stehen.

Zu vergleichen: Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegs-Deutschland, ed. Christian-Erdmann Schott, Würzburg 2000, Bericht: die Johann-Heermann-Pädagogen-Gespräche von 1978 bis zur Wende, 1. Teil, S.191-2001 von Christoph Scholz. ◄

Johann-Heermann-Kreis 2018

Erntedank 2018 im Teschener Schlesien

EDGAR KRAUS

Auf unserer bisher weitesten Schlesienreise mit eigenem PKW, waren meine Frau und ich, nach Stationen in Breslau (VI. Kulturfestival der deutschen Minderheit) und Kattowitz (familiäre Spurensuche) endlich in Skoczów/Skotschau angekommen. Das war am letzten Septembersonntag 2018.

Aber warum haben wir gerade diesen, Touristen eher unbekannten, Ort als Sonntagsziel auserwählt? Das hängt mit meiner Suche der 3 Stahlglocken unserer evangelischen Heimatkirche von Fellhammer, Kreis Waldenburg, zusammen. Das wäre allerdings eine andere und recht viele Jahre dauernde Leidensgeschichte mit einem letztlich zufriedenstellenden guten Ende! -

Im letzten Telefonat hatte Pastor Martin Ratka ein herzliches Willkommen ausgesprochen und gesagt, dass der Gottesdienst um 10 Uhr beginnt. Da hieß es natürlich, möglichst zeitig in Kattowitz starten. Wir hatten das Auto acht Tage durchgehend vor dem Hotel „Diament Plaza” (bzw. vor dem alten Hauptbahnhof) geparkt und das Umland mit Bus und Bahn erkundet. Fahrten, vor allem im Zentrum dieser Stadt, waren für Ortsunkundige recht problematisch!

Für uns hieß es möglichst frühzeitig starten. Die unbekannte Route von exakt 70 km ließ sich – dank bester Straßen, strahlendem Sonnenschein und Temperaturen um 0°C – zügig bewältigen. Die neugotische lutherische Dreifaltigkeitskirche in Skoczów erreichten wir exakt 1/2 Stunde vor Beginn des Gottesdienstes. Im Internet hatte ich mir das Foto der Kirche ausgedruckt und dadurch auch beim

Erreichen der Stadt sogleich den richtigen Kirchturm angesteuert. Das Gotteshaus steht am Stadtrand, etwa auf halber Höhe eines Hügels (Kaplicówka/Kapellenberg?). Zum weitläufigen Kirchengrundstück gehört außer dem großen Pfarrhaus auch noch ein Gemeindehaus, allerdings jenseits der Bergstraße.

Welche Überraschung: bergan stehen sechs geschmückte lange Tische und am Zaun hängen div. Beutel mit Erntegaben. Obendrein ist zu hören, daß ein Chor im Gemeindehaus gerade beim Einsingen ist. Alles deutet also auf einen großartigen Erntedankgottesdienst hin, von dem im Telefonat keine Rede gewesen ist. Die Besucher strömen in festlicher Kleidung der Kirche zu. Fleißige junge wie ältere Helfer absolvieren letzte Vorbereitungen.

Ich war natürlich auf das „Rufen" der Glocken sehr gespannt, das wir – zuletzt vor 68 Jahren in Fellhammer – 15 Min. vor dem Beginn des Gottesdienstes tätigten. Aber nichts dergleichen. Erst beim Einzug des Pastors mit einigen Kindern in die Kirche, setzte das Geläut – nun mit elektrischem Antrieb – ein. Die große Gemeinde (sogar die 2. Empore war besetzt) erhob sich und mit Orgelbegleitung wurde der Eingangschoral gesungen.

Der Altarraum war mit Erntegaben geschmückt und daneben, direkt vor der Lutherbüste, waren viele rote Kästen mit kleinen Broten gestapelt. Jetzt war auch geklärt, wo der angenehme Backstubenduft herrührte!

Nach der Liturgie wurden von Pastor Ratka zwei Kleinkinder getauft, die die Prozedur erstaunlich gelassen über sich ergehen ließen. Dazwischen sangen der Kirchenchor, eine Solistin sowie ein Kinderchor.

Die Predigt von 25 Min. hielt der zuständige Bischof. Dank seiner Rhetorik wurde uns die Zeit nicht so lang, zumal wir Ausländer ja nur wenige polnische Bibel- wie Alltagsbegriffe verstanden haben. Die Altarkanzel beförderte zusätzliche Erinnerungen an die Heimatkirche wie Diakonisse Bertha Ellmann, die sie nur an Festtagen betrat. Der Gang zum Abendmahl geschah nach ortsüblichem Ritual, so daß der Gottesdienst etwas mehr als 2 Stunden dauerte.

Was mich sehr verwundert hat, daß sich auch hier die Lutheraner bekreuzigten. Davon war ich schon in Kattowitz überrascht. Am Schluß des Festkonzertes aus Anlaß „160 Jahre ev. Kirche" mit einer extra komponierten Reformationskantate. Auch da hatten sich nach dem Segen des dortigen Bischofs fast alle – Künstler wie Besucher – bekreuzigt.

Am Ende des Gottesdienstes setzte reges Treiben seitens der jüngeren Gemeindemitglieder ein. Durch sie wurden die ca. 15 Kästen mit den Broten in großer Eile zu den verschiedenen Ausgängen transportiert. Eingebeutelt wurden am Ausgang die gesegneten Pfundbrote an alle Besucher ausgegeben. Auch wir waren dankbare Abnehmer.

Damit aber nicht genug! Chorsänger/innen schafften aus dem Gemeindehaus eilig große Teller mit Butterbroten zu den erwähnten Tischen. Hier konnte sich jeder bedienen und den Aufstrich noch mit Honig versüßen. Selbst wir wurden mehrfach aufgefordert, ordentlich zuzugreifen. Das hat natürlich bei strahlender Mittagssonne und unter freiem Himmel vorzüglich gemundet. Die Erntegaben auf Tisch und Zaun fanden ebenso ihre dankbaren Abnehmer. Übrigens wurden bereits vor Beginn des Gottesdienstes jede Menge Kuchen ausgegeben.

Abschließend kann ich nur eingestehen, daß ich betagter Kirchgänger, solch einen Erntedankgottesdienst in meinem Leben noch nie erlebt habe und wohl auch nie wieder erleben werde. Was diese Minderheit evangelischer Glaubensbrüder und -schwestern hier im Teschener Schlesien zelebriert haben, verdient allergrößte Bewunderung. Habe ich doch annähernd Gleiches weder in Fellhammer (bis 1950), in Sachsen (bis 1966) in Cottbus (ab 1966) oder in Liegnitz (ca. 1995) erleben dürfen. *(Fotos: Edgar Kraus)* ◄

Schlesischer Kulturtag in Schweidnitz

1→

9

Im Mittelpunkt des Schlesischen Kulturtages standen die erstmalige Aufführung von seit annähernd 300 Jahren nicht mehr musizierten Kantaten Benjamin Schmolcks (Bild 8) in der Friedenskirche in Schweidnitz (Bild 6).

Der Kammerchor Görlitz und die Instrumentalisten unter Leitung von KMD Seeliger (Bild 9) boten eine großartige Leistung dar, die auch ein Musikstück des frühverstorbenen schlesischen Musikers Fritz Kleiner miteinschloss.

Zum Kulturprogramm gehörten auch der Besuch des Kaufmannsmuseums (Bild 4), ein Stadtrundgang mit Blick vom Rathausturm zum Zobten (Bild 1 - 3, 5) sowie der Besuch des Archives der Friedenskirche (Bild 7). *(MK)*

↑ 8

←7

2→

3↓

4↓

Fotos:
J. Conrad (1, 2, 3,6, 7, 8, 9, Detail S. 198),
E. Schulze (4, 5),
Hintergrund:
Wiki.Com./Jar.Ciurus

←5

←6

Sehr geehrter, lieber Herr Professor Lange!

Im Namen der Gemeinschaft evangelischer Schlesier möchte ich Ihnen ganz herzlich zu Ihrem 80. Geburtstag am 5. Dezember gratulieren.

Zunächst danke ich Ihnen für Ihren Einsatz in der und für die Gemeinschaft evangelischer Schlesier und bitte Gott, daß er Ihnen auch in Ihrem neuen Lebensjahrzehnt Gesundheit und Kraft schenken möge.

Es wäre schön, wenn wir auch in Zukunft mit Ihnen und Ihrer lieben Frau in unserer Gemeinschaft verbunden bleiben können – in welcher Form auch immer.

Im Namen unserer Landesarbeitsgemeinschaft wünsche ich Ihnen einen frohen Geburtstag und Gottes reiches Geleit für die Zukunft.

Herzlich grüßt Sie

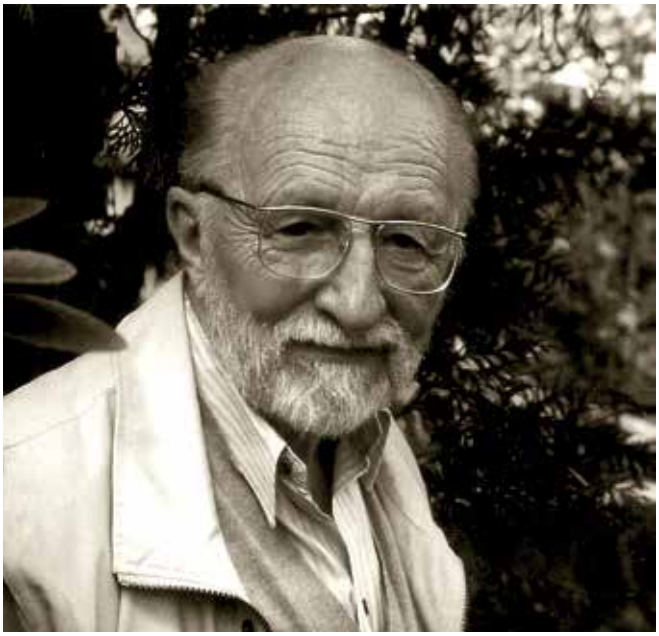
Ihr

Manfred Bünger

Ein frommer, gebildeter, ernsthafter Mensch

Dr. Paul Gerhard Eberlein zum 90. Geburtstag

MARTIN HERCHE
VORSITZENDER DER GEMEINSCHAFT EVANGELISCHER SCHLESIER (HILFSKOMITEE) E.V.



Heute weiß man: die Geschichte Schwenckfelds ist nicht die eines Extremisten oder Sektierers, sondern die eines frommen, gebildeten, ernsthaften Menschen, dem die Erneuerung der Kirche Christi ein Herzensanliegen war. – So schreibt Paul Gerhard Eberlein in seinem Schwenckfeld-Buch. Passt diese Charakterisierung nicht auch zu ihm? Nicht, daß jemals einer auf die Idee gekommen wäre, ihn einen Extremisten oder Sektierer zu nennen, aber fromm, gebildet, ernsthaft – so habe ich ihn kennen- und schätzen gelernt. Und bei aller Ernsthaftigkeit – auch als einen Mann mit Humor. Nun begeht er seinen 90. Geburtstag.

Am 18. Dezember 1928 wurde der Jubilar in Kupferberg/Riesengebirge als Sohn des Pfarrers und späteren Predigerseminardirektors Hellmut Eberlein geboren. Seine schlesischen Wurzeln hat Paul Gerhard Eberlein nie vergessen. Ein Brückenbauer ist er. Viele der Polen, die inzwischen in seiner alten Heimat leben, wissen das zu schätzen. Bemerkenswert sind seine Kontakte nach Hirschberg, wo er das Gymnasium besuchte. Seit vielen Jahren arbeitet er mit ehemaligen Gymnasiasten aus der Zeit vor und nach dem 2. Weltkrieg zusammen, unterstützt von einem deutschen und einem polnischen Historiker. So entstanden zwei Sammlungen von Erinnerungen aus ganz unterschiedlicher Perspektive. Sie sollen auf Deutsch und Polnisch erscheinen. Der polnische Teil ist bereits fertig und Paul Gerhard Eberlein hofft, dass der deutsche Band bald folgt.

Paul Gerhard Eberlein wollte Schiffskoch, Architekt, Journalist oder Pfarrer werden. Weil für ihn zum äußeren Aufbau nach 1945 auch eine innere Erneuerung gehörte, entschied er sich für den Pfarrberuf. Aber seine journalistischen Fähigkeiten nutzte er nicht nur als Student, sondern später auch beruflich, als er Leiter der neugegründeten Informationsstelle des diakonischen Werkes in Stuttgart wurde. Natürlich war er auch Gemeindepfarrer und zur Verwunderung mancher eine Zeit lang sogar Militärpfarrer in Frankreich. Und dann ist er immer wieder mit wichtigen Veröffentlichungen hervorgetreten. Nicht nur mit seiner Promotionsschrift über Schulfunksendungen im Religionsunterricht oder mit der Momentaufnahme. Namibia und Südafrika in der Wendezeit, sondern auch als Mitherausgeber des Schlesischen Jahrbuchs, als Herausgeber eines Sammelbandes mit Predigten und Vorträgen des Württemberger Landesbischofs schlesischer Herkunft, Hans von

Keler, auch des schönen Bildbandes über Schlesische Kirchen und nicht zuletzt als Autor des gut lesbaren, informativen Buches über Caspar von Schwenckfeld, mit dem er den in Vergessenheit geratenen schlesischen Reformator ins Bewußtsein der interessierten Öffentlichkeit zurückholte. Für die Gemeinschaft evangelischer Schlesier war der jahrzehntelange Einsatz unseres Jubilars, der seit 1955 Mitglied ist, ein großer Segen. Er war Präsidiumsmitglied des schlesischen Kirchentages und hat sich in den vielen Jahren als Vorsitzender seiner Baden-Württembergischen Landesarbeitsgemeinschaft mit unermüdlichem Einsatz große Verdienste erworben. Vielen sind die jährlichen Kulturfreizeiten in Herrenberg in bleibender Erinnerung. Die Organisation der regelmäßig stattfindenden Gottesdienste mit der altvertrauten schlesischen Liturgie waren ihm ein Herzensanliegen. Oft hat er sie selber geleitet und dabei der schlesischen Gemeinde Gottes Wort zum Trost und zur Orientierung verkündigt! Der Bewahrung des schlesischen Erbes und ein gutes Miteinander mit den heute in Schlesien lebenden Polen soll die von ihm gegründete Johann-Heermann-Stiftung dienen. Mit ihr hat er so manches Projekt gefördert. So kann sich unser Jubilar im Rückblick auf sein reich bewegtes Leben über alles, was ihm gelungen ist, freuen. Möge das von ihm Begonnene in guter und nachhaltiger Weise weitergeführt werden.

Wir gratulieren Pfarrer i.R. Dr. Paul Gerhard Eberlein, dem verdienstvollen Mitglied der Gemeinschaft evangelischer Schlesier, zu seinem 90. Geburtstag und wünschen ihm Gottes reichen Segen! Und wir grüßen seine Frau, seine Kinder und Enkel. Vielleicht fängt ja eine oder einer von ihnen Feuer, wenn der Jubilar zur Geburtstagsfeier von seiner Leidenschaft für Schlesien erzählt und wird auch Mitglied in unserer Gemeinschaft. Es wäre ihm und uns allen zu wünschen. ◄

Evangelische Gottesdienste in deutscher Sprache in Schlesien

Pfarramt:
ul. Partyzantów 60,
PL-51-675 Wrocław. Tel. 0048 - 713 487 317.
Pfarrer Andrzej Fober
www.www.schg.pl – Mail: mail@schg.pl

Breslau:
an jedem Sonntag um 10 Uhr in der Christophorikirche, pl. Św. Krzysztofa 1.

Lauban:
an jedem 2. Samstag um 10 Uhr in der Frauenkirche, al. Kombatantów.

Liegnitz:
am 1. und 3. Sonntag um 13 Uhr
in der Liebfrauenkirche, pl. Mariacki 1.

Waldenburg:
an jedem 2. Sonntag
um 14 Uhr in der Erlöserkirche, pl. Kościelny 4.

Bad Warmbrunn:
an jedem 2. Sonnabend
in der Erlöserkirche, pl. Piastowski 18.

Jauer
Friedenskirche
Auf Anfrage: Park Pokoju 2, 59-400 Jawor.
Tel. (+4876) 870 51 45. E-Mail: jawor@luteranie.pl

LAG Bayern

Adventsgottesdienst mit Abendmahl nach der alten schlesischen Liturgie.
Dazu lädt die Gemeinschaft evangelischer Schlesier – in Zusammenarbeit mit dem Haus des Deutschen Ostens – ein, mit Pfarrer i. R.Klaus Lobisch.
2. Advent, 9. Dezember 2018, 14.30 Uhr
in der Magdalenenkirche, München-Moosach,
Ohlauer Straße 16 (Nähe S- und U-Bahnhof Moosach)
Anschließend ist wie jedes Jahr Gelegenheit, bei Kaffee und Kuchen miteinander ins Gespräch zu kommen.

LAG Baden-Württemberg

9. Dezember 2018 – 2. Advent, 14.30 Uhr
in der Schloßkirche Stuttgart – Abendmahlsgottesdienst nach der Liturgie der altpreußischen Union,
mit Pfr. i.R. Dr. Thomas Fritz

Landeskonvent Hannover

3. Ostgottesdienst am 8.12.2018, 15 Uhr
in der Bonnhoeffer-Kirche, Mühlenberger Markt 5,
danach Weihnachtsgeschichten bei Kaffee und Kuchen.

Die Gemeinschaft Evangelischer Schlesier in Anhalt
lädt herzlich ein

zur Schlesierweihnacht
am Sonntag, dem 13. Januar 2019
in die St. Trinitatis-Gemeinde,
Rennstr. 7-9, 39261 Zerbst / Anhalt.

14.00 Uhr	**Gottesdienst zur Jahreslosung 2019**
Liturgie:	Pfr. Markus Rinke, Roßlau
Predigt:	**Generalsuperintendent i.R. Martin Herche,** Görlitz (Bundesvorsitzender der GeS)
Musik:	**Organistin Fr. Biedermann**, Zerbst

Dann laden wir zur Kaffeetafel und zum Plaudern ein.

Nach der Kaffeepause wird der 2. Teils unseres Treffens eröffnet durch den Chor des Schlesischen Heimatvereins aus Roßlau.
Anschließend wird Organistin Biedermann mit uns eine Reihe schöner alter Weihnachtslieder aus Schlesien singen.

Gegen 16.30 Uhr soll unser Treffen mit einem Reisesegen ausklingen.

Kontakt: Pfr. M. Rinke, Roßlau – Tel.: 0176-94889839
markus.rinke@kircheanhalt.de

Evangelische Kirche in Fellhammer, Kreis Waldenburg *Reproduktion: Edgar Kraus*

Umschlaggestaltung: ANN, unter Verwendung eines Gemäldes von Edmund von Wörndle – Romantische Landschaft im Abendlicht (1859) – Wikim.Com. und der Riesengebirgskrippe aus der Sammlung Kempgen